Reporter FORUM

Deutscher Reporterpreis 2020

Nominierungen in der Kategorie

Essay

Inhaltsverzeichnis

Anne Hähning: „Der Osten braucht eine neue Elite!“ 1

Timour Chafik: „Atomschmerz. Wie es ist, fünf Atombomben zu überleben“ 9

Bastian Berbner: „Wie rassistisch sind Sie?“ 29

Alice Bota, Khuê Pham, Özlem Topçu: „Der Präsident und wir“ 44

Roman Deininger: „Gegen die CSU hilft nur Ironie“ 50

Tobias Haberl: „Halt auf freier Strecke“ 57

Carsten Jasner: „Böses Bambi“ 65

Maja Beckers: „Das wird man ja wohl noch fragen dürfen?!“ 73

Michèle Loetzner: „Allein stehend“ 78

Jonas Schaible: „Wer von Ökodiktatur spricht, hat das Problem nicht verstanden“ 93

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Osten braucht eine neue Elite!

Die Bürgerrechtler haben es nicht geschafft, diejenigen zu werden, die den Ostdeutschen gute Vorbilder sind. Aber der Riss im Land wird nur verschwinden, wenn es Leute von hier gibt, die endlich vorangehen

Von Anne Hähnig, DIE ZEIT, 28.05.2020

Eine Faulheit schleicht sich ein in unsere innerdeutschen Debatten. Meist dann, wenn es um die Probleme des Ostens geht – und Probleme gibt es im Osten nun wirklich reichlich –, kommen die Diskussionen zu einem bemerkenswerten Ende: Der Westen ist schuld!

Das wirtschaftliche Hinterherhinken? Hat der Westen so gewollt! Ein Minderwertigkeitsgefühl, Stichwort »Bürger zweiter Klasse«? Muss der Westen verursacht haben! Die AfD-Funktionäre? Alles Wessis! Und überhaupt, die AfD, hat uns doch auch der Westen eingebrockt.

Letzteres behauptete der ehemalige DDR-Oppositionelle Klaus Wolfram neulich sinngemäß in der *ZEIT* . »Ich sehe diese engstirnige AfD-Wählerei im Osten als eine Widerstandshandlung, die sich auch aus den West-Ost-Verhärtungen nach 1989 erklärt«, sagte er. Was genau er damit meint, hatte Klaus Wolfram zuvor schon bei einer Rede vor der Berliner Akademie der Künste ausgeführt. Die AfD sei kein ostdeutsches Produkt, sagte er da, sondern eine »ganz und gar westdeutsche Konsequenz«. Konkret hätten die »Zerstörung der eigenen medialen Öffentlichkeit« und die »radikale Privatisierungsstrategie der Treuhand« eine Generalaussprache im Osten verhindert. Das habe zu Entmündigung und Belehrung geführt. Kurz gesagt: Weil der Westen die Zeitungen aufkaufte und Treuhand-Mitarbeiter Betriebe privatisierten, ist alles aus den Fugen.

Wer hat uns verraten: Wessi-Bürokraten?

Nun ist es wirklich nicht falsch, im Jahr 30 der Einheit über gesellschaftliche Verhärtungen zu diskutieren, über die Risse zwischen Ost und West.

Aber es gibt auch einen Riss, der ist nicht nur älter als die deutsche Einheit, sondern völlig unterschätzt in seiner Bedeutung für die heutigen Zustände. Er steht dafür, dass viele Probleme der Ostdeutschen weniger auf andere und vielmehr auf sie selbst zurückgehen. Es ist der Riss, der durch den Osten führt. Und der offenbar macht, was dieser Region so dringend fehlt: eine Elite, die diesen Namen auch verdient. Schon zu DDR-Zeiten begann die Spaltung der Bevölkerung. Auf der einen Seite jene, die damals mitliefen oder auch nur ein gutes Leben suchten. Die sich weitgehend fügten in die Bedingungen. Nennen wir sie: die Fügsamen.

Und dann gab es jene, die eben nicht mitmachten, die sich nicht abfinden wollten, und sei es nur gedanklich. Die die Jugendweihe verweigerten oder das Pionierhalstuch. Sagen wir: die Widerständigen.

Die Widerständigen verachteten nicht nur den Staat – sie waren auch enttäuscht von jenen, die sich fügten. Sie verachteten die kleinbürgerliche Gesellschaft, die freudig in ihre FDGB-Heime in den Urlaub fuhr und erst dann Unzufriedenheit artikulierte, wenn die Trabi-Ersatzteile fehlten.

Sie verachteten also die breite Masse.

1989 waren viele dieser Widerständigen die wichtigsten Protagonisten der Revolution. Sie entwickelten sich zu den stärksten Persönlichkeiten, die der Osten aufzubieten hatte. Wer, wenn nicht sie, hätte dauerhaft zu einer neuen Elite werden können?

Aber schon im März 1990, als die DDR-Volkskammer zum ersten Mal frei gewählt wurde, konnte jeder im Land sehen: Die Bürgerrechtler hatten ihr eigenes Volk nicht verstanden. Sie kämpften vor allem für das Bündnis 90. Und verloren haushoch gegen die westdeutsche Machtbehauptungsmaschine, die CDU. Sicher: Einige Bürgerrechtler haben später dennoch Karriere gemacht, sind Bürgermeister geworden, Landtagsabgeordnete, Richter, Wissenschaftlerinnen, Künstler, Journalistinnen. Aber Stimmen dieser Region? Eine hörbare Elite der ostdeutschen Gesellschaft?

Dass der Aufstieg in eine Nachwende-Elite zu wenigen gelang, hat mit der Verachtung zu tun, die viele Bürgerrechtlerfür die Ostdeutschen empfanden, die lange vor 1989 schon entstand und die danach nicht verschwand. Man wird nicht zur Elite eines Volkes, mit dem man nichts anfangen kann.

Um den Grad gegenseitiger Abneigung zu ermessen, reicht es, sich mit Bürgerrechtlern zu unterhalten. Der Historiker Ilko-Sascha Kowalczuk gehörte zu den Jüngsten, die 1989 Revolution machten. Damals war er 22 und sammelte für das Neue Forum Unterschriften. Kowalczuk sagt: »Es gab lange eine deutliche Herablassung gegenüber Ostdeutschen aus meinem eigenen Milieu. Wir hatten richtig Wut auf all diese Leute, die in der DDR die Klappe gehalten haben und andere dazu anhalten wollten, auch die Klappe zu halten.« In einer Diktatur sei nicht die Geheimpolizei das größte Problem, sagt Kowalczuk. Das größte Problem sei der Nachbar, der einen zur Anpassung zwingen wolle.

Vielleicht liegt es daran, dass die Monate und Jahre nach dem Mauerfall zu aufreibend waren, zu dramatisch für meisten, um sich mit so etwas Abstraktem wie gesellschaftlichen Brüchen auseinanderzusetzen. Eine Debatte zwischen den Fügsamen und den Widerständigen, eine »Generalaussprache Ost« jedenfalls hat es nicht gegeben, da hat Klaus Wolfram recht. Aber liegt das wirklich am Westen? War die Ursünde der Nachwendezeit wirklich die Macht westdeutscher Aufbauhelfer? Oder nicht doch die Zerrissenheit der ostdeutschen Gesellschaft selbst?

Die Bürgerbewegung, findet auch Klaus Wolfram, »verlor die Arbeiter aus dem Blick«. Oder, um es mit Kowalczuk zu sagen: »In den Neunzigern gingen mir diese Leute, die schon in der DDR alles mitgemacht haben, dann genauso auf die Nerven wie in den Achtzigern. Weil sie ständig rumjammerten.« Zu allem Überfluss entstand nach 1989 ein weiterer Riss. Dieses Mal teilte er die Gesellschaft in Nachwende-Gewinner und -Verlierer.

Die Neunzigerjahre waren ja gottlob nicht für alle Ostdeutschen eine dunkle Zeit voller Verunsicherung und Verlust – auch wenn die Traumata von damals inzwischen oft im öffentlichen Fokus stehen. Die Neunzigerjahre brachten Unternehmer hervor, die heute Millionäre sind, Politiker, die Minister oder Regierungschefs wurden.

Plötzlich zerfiel die Ost-Gesellschaft – der bis 1989 eingeredet wurde, dass alle gleich seien – in jene, die die neuen Chancen ergriffen, die ein Unternehmen gründeten, die die Regeln des Westens verinnerlichten. Die Aktiven. Und auf der anderen Seite standen jene, die ihr Dorf nicht verlassen wollten, obwohl es dort keine Arbeit mehr gab, die erwerbslos wurden oder sich einigelten. Oder die einfach keine Chance bekamen. Die Passiven.

Die Aktiven aber, die erfolgreichen Ostdeutschen, haben sich, um es überspitzt zu sagen, so schnell für etwas Besseres gehalten, dass sie bald so taten, als seien sie keine Ostdeutschen mehr.

Es ist nicht ganz unüblich für Aufsteiger, dass sie ihren eigenen Erfolg zum Maßstab machen. Die Aktiven der Nachwendezeit blickten jedenfalls nicht voller Mitgefühl auf die Passiven, von denen der Osten reichlich hat. Sie solidarisierten sich nicht mit ihnen. Sondern wurden hart zu ihnen.

Das lässt sich auch anhand von Studien belegen: Unternehmer aus den neuen Ländern gerieren sich kapitalistischer als westdeutsche, hat der Sozialforscher Bernd Martens durch Befragungen Hunderter herausgefunden. Die ostdeutschen Firmenchefs stimmen neoliberalen Aussagen häufiger zu, zahlen oft schlechte Löhne – und reagieren allergisch auf Versuche, Betriebsräte zu gründen. Manche der Unternehmer, die Martens befragte, kamen ihm regelrecht fatalistisch vor, so erzählte er es einmal der *ZEIT* : »Sie sagten, sinngemäß: Natürlich ruiniert dieses Konkurrenzdenken unsere Gesellschaft – aber das müssen wir hinnehmen, so ist die Welt jetzt eben.« Selbst ostdeutsche Bundestagsabgeordnete, deren Aufgabe es wäre, die Interessen der Bürger ihres Wahlkreises zu vertreten, haben sich rasch von ihrer Heimat emanzipiert. Das fand der Soziologe Lars Vogel heraus. Aus Befragungen geht hervor, dass sich die Parlamentarier schneller dem neuen Institutionensystem anpassten, die Werte und Selbstverständlichkeiten des Westens übernahmen, als das die Masse der Bevölkerung in den neuen Ländern tat. Deshalb sei die Präsenz von Ostdeutschen auf Führungsposten »kein Garant für die Vertretung ostdeutscher Erfahrungen«, so Vogel.

Jede demokratische Gesellschaft braucht eine Elite. Sie braucht Identifikationsfiguren, an denen man sich orientieren, abarbeiten kann. Ihr tun

Menschen gut, die bereit sind, sich in Debatten einzumischen. Dem Osten fehlt so eine mitfühlende Elite noch immer. Bis vor wenigen Jahren war es geradezu selbstverständlich, dass Politiker aus Dresden oder Rostock, die es in der Bundespolitik zu Einfluss gebracht haben, nicht über ihre Herkunft sprachen. Von den wenigen gebürtigen Ostdeutschen, die in (westdeutschen) Dax-Vorständen sitzen oder saßen, lehnen viele jedes öffentliche Gespräch über ihre Heimat, ihre Familie, ihre Prägung ab.

Dabei ist es in unserem auf Repräsentation basierenden politischen System notwendig, sich als Lobbyist der eigenen Gruppe zu verstehen. Demokratie lebt vom Bestreben, sich mit verantwortlich zu fühlen für diejenigen, zu denen man gehört. Wenn der Osten aber mit einer Elite lebt, die insgeheim herabblickt auf die breite Masse, dann kann es dauerhaft ein Problem mit der Demokratie geben.

Dieses Problem kann auch kein Westdeutscher lösen. Das muss der Osten schon selbst angehen.

Allerdings, könnte man nun sagen, ist es doch ein weltweites Problem, dass sich Eliten einkapseln. Dass sie Diskurse führen, mit denen die Masse der Leute nichts anfangen kann – weswegen es Populisten auch so leicht haben. Ja, all das ist richtig. Aber einer Gesellschaft wie der ostdeutschen, die sich nach 1989 neu erfinden musste, die sich noch dazu immer am mächtigen Westen messen lassen muss, tut solch ein Eliten-Problem besonders weh.

Zumal sich die Eliten des Ostens selbst geschadet haben damit, dass sie sich über ihre Herkunft ausschweigen. Heute stellen wir fest, dass Ostdeutsche in den Führungspositionen des Landes krass unterrepräsentiert sind. Dass kein Einziger von ihnen, im Jahr 30 nach der Einheit, eine Universität führt oder Richterin am Bundesverfassungsgericht ist. Man könnte dafür mächtige westdeutsche Netzwerke verantwortlich machen, na klar. Aber könnte man nicht auch auf die Idee kommen, dass Ostdeutsche es versäumt haben, belastbare eigene Netzwerke zu schaffen?

Die Hoffnung darauf, durch größtmögliche Assimilation an den Westen irgendwann gleiche Chancen zu bekommen, ist inzwischen gestorben.

Und was ist mit Angela Merkel? Die Bundeskanzlerin: Ist sie nicht ein Vorbild?

Nun: Wer auch nur einmal eine AfD-Demonstration gesehen hat, der weiß, dass die »engstirnige AfD-Wählerei«, von der Klaus Wolfram spricht, nicht unbedingt eine »Widerstandshandlung« gegen den Westen ist. Sondern auch eine Widerstandshandlung gegen die Bundeskanzlerin aus der eigenen Heimat. Angela Merkel selbst sagt, wenn sie mit diesem Vorwurf konfrontiert wird, dass sie eben Kanzlerin aller Deutschen sei. Ihr Vorvorgänger Helmut Kohl ist mit seiner Identität anders umgegangen. Kohl war Pfälzer. Kamen Staatsgäste, gab es Saumagen.

Natürlich finden sich Ausnahmen, so wie es immer Ausnahmen gibt. Manchen Figuren ist es gelungen, in den neuen Ländern als Identifikationsfiguren geschätzt *und* im Rest der Republik geachtet zu werden. Matthias Platzeck, früherer SPD-Ministerpräsident Brandenburgs, einst Bürgerrechtler. Wolfgang Thierse, der ehemalige Bundestagspräsident. Auch versuchen einige Bürgerrechtler immer wieder, die Interessen des Ostens zu vertreten, Freya Klier, Marianne Birthler, Werner Schulz. Menschen übrigens, die Klaus Wolfram im *ZEIT* -Gespräch »Karrieristen oder Moralisten« genannt hat, weil sie »prominent herumgereicht« würden. So ist das leider auch unter ostdeutschen Eliten: Wer versucht, sich einzubringen, wird schnell als gefallsüchtig beschimpft. Dabei gibt es doch ohnehin schon so wenige Platzecks und Thierses, es gibt nicht viele ostdeutsche Volkshelden.

Weil das so ist, stiegen andere zu sogenannten Kultfiguren auf. Da waren ehemalige SEDler wie Gregor Gysi, die sehr wohl mitfühlen konnten mit all den Nachwende-Strauchlern, vielleicht weil sie selbst froh waren, nach 1989 überhaupt noch zu irgendeiner Elite zu gehören. Da waren ursprünglich westdeutsche Politiker wie Kurt Biedenkopf, der regelrecht verehrt wurde. Vielleicht auch, weil er eine Zuneigung zum Volk demonstrierte, zu der kaum jemand sonst imstande war.

Das bisschen alte Elite, das der Osten hatte, geht längst in Rente. Und die AfD, die sich als ostdeutsche Interessenvertretung sieht, sich in Wahlkämpfen ja sogar in der Tradition der 89er inszeniert? Hat es trotz des unanständigen Versuchs, eine Revolution rückblickend zu kapern, nicht geschafft, Identifikationsfiguren hervorzubringen, die über ihr Parteiklientel hinaus Anerkennung finden. Aber reicht es schon als gute Nachricht – dass Populisten aktuell nicht imstande sind, das Elitenloch zu füllen?

Wie sehr im Reden über den Osten eine Chance liegen kann, haben zum Glück auch andere erkannt. Ministerpräsidentinnen wie Manuela Schwesig aus Mecklenburg-Vorpommern sehen sich nicht mehr nur als Interessenvertreter ihres Landes – sondern aller fünf Ostländer. Manager wie der McDonald's-Chef in Deutschland, Holger Beeck, erzählen jetzt davon, wie es war, als Ossi im Westen Karriere zu machen. Auch gibt es inzwischen immer mehr Versuche einiger junger Menschen, ihre Identität zum Thema zu machen.

Es wird aber noch viele Schweriner, Potsdamer, Görlitzerinnen in herausgehobenen Positionen brauchen, die zu sprechen bereit sind über die Familie, der sie entstammen, oder die Gesellschaft, die sie geprägt hat. Und eigentlich kommt auf den Osten und all jene, die seine Elite sein wollen, sogar eine ziemlich schöne Aufgabe zu: nämlich jenseits von allem Einheitskitsch das herauszuschälen, was identitätsstiftend sein könnte.

Wir haben das vorige Jahr des großen Mauerfalljubiläums größtenteils damit verbracht, über die Angst vor der AfD oder die Fehler der Nachwendezeit zu diskutieren. Natürlich: Das waren die Themen, die dringlich waren. Leider hat sich so aber auch ein mürrischer Blick auf die Revolutionsjahre durchgesetzt. Weil in den Neunzigern so vieles düster war, erscheint jetzt auch das Wunder von 1989/90 in weniger grellen Farben. Vergeben wir uns damit nicht etwas?

Deutschland hat die einzigen erfolgreichen Revolutionäre, die das Land jemals hervorgebracht hat, schon zu Lebzeiten fast vergessen. Die Bürgerrechtler werden selten in großen Spielfilmen gezeigt. Kaum in Büchern porträtiert.

Das liegt sicher daran, dass sie selbst mit jenem Volk haderten, dessen Helden sie hätten werden können. Es liegt aber auch daran, dass man sie nicht Helden sein lässt.

Ein Telefonat noch: mit Marianne Birthler, die lange vor 1989 schon Oppositionelle war, später die Stasi-Unterlagen-Behörde leitete. Birthler sagt, wenn man sie auf die Distanz zwischen den Bürgerrechtlern und dem Rest der Bevölkerung anspricht: »Ich kenne so eine verhaltene Aggression von manchen früheren DDR-Bürgern, mit der sie betonen: Ich war ja kein Bürgerrechtler!« Für jene ehemals

Fügsamen in der DDR muss der Anblick eines Bürgerrechtlers eine Provokation gewesen sein: der Revolutionär als Beweis, dass man hätte anders leben können.

Den Riss zwischen denen, die diese Gesellschaft 1989 befreit haben, und denen, die befreit wurden – ihn zu überwinden, das wäre eine erste Antwort auf die Frage, was uns eigentlich einen kann. Vorwürfe an einen unbestimmten Westen jedenfalls werden niemandem helfen, zu neuer Versöhnlichkeit zu finden. Anders gesagt: Man darf Selbstbehauptung gegen den Westen, die immer nötig sein wird, nicht mit jener Selbstvergewisserung verwechseln, die der Osten so dringend nötig hat.

S

e

d

c

o

n

s

e

q

u

a

t

,

l

e

o

e

g

e

t

b

i

b

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Atomschmerz“

Wie es ist, fünf Atombomben zu überleben

Ende der fünfziger Jahre zündet Großbritannien neun Atombomben über dem Seegebiet vor Christmas Island – auch, um damit ihre Wirkung auf den Menschen zu testen. Die auf der Pazifikinsel stationierten britischen Soldaten behaupten, bis heute unter den Spätfolgen zu leiden. Und ihr Leiden an ihre Kinder und Enkel vererbt zu haben.

Von Timour Chafik, Krautreporter, 16.07.2020

1. Runterzählen

Bei seinem ersten Mal steht Douglas Hern noch mit dem Rücken zur Bombe. Er trägt einen dunkelblauen Overall, die helle Sturmhaube über den Kopf gezogen. Sein Hals, sein Nacken, seine Schultern sind bedeckt, die Augen, die Nasenwurzel, die Stirn ausgespart. Hände und Unterarme stecken bis zu den Ellenbogen in weißen, elastischen Stulpenhandschuhen.

Es ist Freitag, der 8. November 1957. Auf Christmas Island ist es 7 Uhr 46 in der Früh. Der Start in einen klammen Pazifikmorgen, 231 Kilometer nördlich des Äquators. Das ist da, wo die Sonne nicht sachte, sondern wie im Zeitraffer aufgeht.

Im Zwielicht, in dem kurzen Augenblick der Dämmerung, steht Douglas Hern, 21, Soldat Ihrer Majestät der Königin von England mit dem Rücken zum Meer. Und während aus den trichterförmigen Lautsprechern Marke Tannoy einer runterzählt, zählt Hern im Kopf mit:

„Zehn. Neun. Acht.“

Noch sieben Sekunden, dann explodiert seine erste Atombombe.

Zwischen Mai 1957 und dem September 1958 zündet das Vereinigte Königreich über dem Seegebiet vor Christmas Island, heute Kiritimati, neun Kernwaffen. Zwei schweben an Ballons hoch, die anderen werden aus Vaillant-Bombern in einer Flughöhe von rund zweieinhalb Kilometern ausgeklinkt. Alle neun sind ein lange geplantes, kalkuliertes Trial-And-Error an Mensch und Maschine, ein Einstimmen in den hastigen Takt des Kalten Krieges: Da ist Korea, ist der 17. Juni in der DDR, die Suez-Krise, der Volksaufstand in Ungarn, der Sputnik-Schock. Überhaupt: der Russe und die Kommunisten hier, der Westen und die Imperialisten da. Da ist das Gleichgewicht des Schreckens.

Und mittendrin das Empire, im politischen wie wirtschaftlichen Nachkriegsabschwung. Ein Großbritannien zwischen den Blöcken, auf der Suche nach verlorener Großmacht und Balance, im Marschgepäck und auf den Lippen das alte Lied, aus dem der Nationalstolz trieft: „Rule, Britannia! Britannia rule the waves; Britons never will be slaves“. Ein Land in den 1950er Jahren, wie so viele ausgelaugt vom Krieg, das in der kleinen, weltweiten Atombombenliga auf Augenhöhe mitspielen will, das Stärke demonstrieren will.

Und irgendwo im Königreich Douglas Hern, gerade 16 Jahre alt, der Unterschriften fälscht, damit die Royal Navy ihn doch bitte endlich rekrutiert. Der beim Fälschen auffliegt, bis ihn seine Mutter endlich ziehen lässt. Wohl auch, weil sie glaubte, ein Störfeuer wie ihn damit zum Schweigen bringen zu können.

Einheiten aus Versuchskaninchen

Doug war auf der Suche nach Halt in dem großen Ganzen und im festen Glauben daran, englische Arbeiterklassetristesse gegen Kameradschaft, Disziplin, Abenteuer eintauschen zu können. Da wollte einer das große „Bund-Fürs-Leben-Rad“ drehen.

Er wird erstmal Feldkoch. Dann Atombombentestperson. Die Navy macht aus ihm ein „Guinea Pig“, ein Meerschwein. Ein Versuchskaninchen. Nutzvieh.

„Wir wurden zu Robotern“, sagt er, „zu Nummern“.

Man muss sich Douglas Hern als einen gebrochenen Menschen vorstellen. Ganz oft gebrochen, ganz hart gebrochen, mit viel Schmerz gebrochen. Man kann ganz nah an ihn heranrücken und ihn nach seiner Kindheit, seiner Jugend im England der Vierziger und Fünfziger fragen. Er wird das zulassen.

„Ich bin fast taub“, sagt er. „Sie müssen mir schon direkt ins Gesicht sprechen“, sagt er.

Dann nimmt er sich die Zeit, die er dafür braucht, und es werden Stunden sein. Er wird sich den lieben langen Tag nehmen, in der Küche, im Salon, im Garten, im Schuppen, im Wohnzimmer seines Hauses, in der Bell Lane 36, Moulton, Lincolnshire. Unauffälliges, sauber aufgeräumtes England, akkurate Vorgärten. Bei den Herns streckt eine mannshohe, grün-gelbe Holzwindmühle ihre weißen Flügel Richtung Straße, im Vauxhall pendelt der Duftbaum „Strawberry“.

Doug war einer von rund 25.000. Das ist die mehr oder weniger offizielle Zahl, die das britische Verteidigungsministerium angibt: 25.000 Soldaten, die in den fünfziger und sechziger Jahren an den Versuchen teilnehmen mussten.

Douglas Hern wird seine Geschichten einfach wegerzählen, in monotonem Ton, mit leichtem Lispeln. Ihm fehlen eine Menge Zähne, die Reihen sind oben wie unten deutlich ausgedünnt. Er wird die Geschichten einfach dazustellen, zu all dem Kitsch in den ohnehin schon übervollen, überbordenden Räumen mit ihrem Exotik-Nippes, den Asia-Schwertern, den 13 Medaillen, den Bildern seiner Enkel in Uniform, der Miniatur-Haubitze.

Ein aus den Fugen gebombtes Leben

Er haut sie raus, die Sätze, mitten in die Räume, in deren Luft ein sauber- süßes Gemisch aus Duftkerze und Waschpulver hängt. Links neben dem Kamin prangt eine gerahmte Urkunde der „Royal Humane Society“; ein von der Schirmherrin Ihrer Majestät der Königin ausgestelltes Zeugnis darüber, dass Douglas Logan Peter Hern am 5. Juli 1978 einen älteren Mann vor dem Ertrinken im River Waham nahe Boston, Lincolnshire, bewahrte und ihm somit „ritterlich das Leben rettete“. Oh ja, hier hat alles seinen Stolz, seinen festen Platz. Mit Eifer und Waschmittel wird hier Ordnung in ein aus den Fugen gebombtes Leben gebracht.

Er sagt, er habe keinerlei Kindheitserinnerungen, vielleicht die paar Tage, die er mit der Sonntagsschule am Meer verbracht hat, aber sonst war's ein „pretty rough life at times“, ein ziemlich raues Leben damals. Dabei hat er unzählige Erinnerungen, ein unglaubliches Gedächtnis. Nur „Kindheit“, eine leichte, unbeschwerte Kindheit, die findet er darin nicht.

Kindheit, das ist „The Blitz“. Das Ausbomben Londons durch die Nazis, der 7. September 1940, Doug ist knapp vier Jahre alt. Die zweite Angriffswelle trifft sein Haus, seine Straße, die Gießereien und Raffinerien auf der Isle of Dogs. Brennende Chemikalien und brennende Farben treiben später auf der Themse. Die lodernden Flammenflecken auf dem breiten Strom wabern mit den Gezeiten mal aufwärts Richtung Stadt, dann wieder raus Richtung Themsemündung.

„Uns blieb keine Zeit, erwachsen zu werden“, sagt Doug. Als er zehn ist, stirbt der Vater an Krebs. Der Sohn rebelliert, die Mutter kapituliert. Sie sucht und findet die Härte und Hilfe der Kirche.

Kindheit, das ist der Kirchenälteste, der sich ihm annimmt, ihn verprügelt, ihn regelrecht vermöbelt. Ein Zehnjähriger, dem der Leibhaftige rausgedroschen werden soll: „Er dachte wohl, ich sei besessen“.

Dougs Kindheit, an die er sich nicht erinnert, ist auch die Erinnerung an das Schütteln, das noch während des Krieges beginnt. Ein lautes Knallen, ein Sprengen, eine Explosion, dann beginnt sein Zittern, das unkontrollierte. Doug, der Kriegszitterer, der unter Tischen Schutz sucht, sobald es richtig kracht. Das will nicht passen zu diesem heute großen, massigen Mann mit dem Musketierbart, der als Royal-Navy-Koch im Pazifik fünf Mal sieht, hört, fühlt, wie Kettenreaktion zu Feuerball zu Druckwelle zu Pilzwolke zu Fallout wird.

2. Zündung

„Mir gefiel die Kriegsmarine“, sagt Doug. „Ohne die Navy wäre ich heute ein weit schlimmerer Mensch. Ich wäre die reinste Rebellion gegen alles, gegen jeden.“

„Du erfährst Respekt und Disziplin. Du lernst Führung, Teamarbeit. Du wirst innerhalb weniger Wochen vom Jungen zum Mann“. Der Klassiker, das Klischee: Das Militär, die Mann-Mach-Maschine.

Keine Kirche, keine Schläge, keine Mutter, die dich aufgibt. Wer in der Navy versagt, der wird anders bestraft. „Du bekommst Zusatzaufgaben, mehr Trainings, mehr Drill. Aber die lassen dich nicht los, die werfen dich nicht weg. Die geben dir auch keine Zeit über irgendetwas nachzudenken.“

„Sieben. Sechs. Fünf.“

Noch vier Sekunden, dann explodiert seine erste Atombombe.

Es ist alles gut und richtig und kaum etwas ungewöhnlich, als Douglas Hern seine Kindheit zurücklässt und sich auf den Weg nach Christmas Island macht. Es ist der 11. September 1957, sein 21. Geburtstag, die Royal Air Force fliegt den Navy-Koch über Shannon und Neufundland nach New York. Warum? Wie weiter? Wie lange? „Ich hatte gelernt, keine Fragen zu stellen”, sagt er.

Saftige Ausgelassenheit mit einem Rest Jugend

Kein Misstrauen, kein Argwohn. Dafür ein grandioses Besäufnis mit zwei Marines in der Bar des Schwergewicht-Weltmeisters Jack Dempsey. Eine amerikanische Institution, direkt am Broadway. Zwischenlandung in New York, er lässt es krachen, mitten in Manhattan. Am Times Square geht er so richtig steil, so laut, so besoffen, so ausgelassen und unbedarft, dass er den Truppenanschluss verliert und unter Aufsicht in einem Zivilflugzeug nach San Francisco weiterfliegt. „Um sicherzugehen, dass ich mich auch ja benehme."

Eigentlich grandios: Du bist 21 und seit fünf Jahren Kriegsmarinekoch. Du bekommst den Marschbefehl nach irgendwo, tastest dich vor durch die Welt, Amerika, Hawaii, dann heißt es: Christmas Island, Pazifik. Das erste, was du nach deiner Ankunft dort tust, um halb drei Uhr in der Früh, in pechschwarze Nacht getaucht, ist deine Unterschrift unter den „Official Secrets Act" zu setzen.

Staatlich verordnete Geheimhaltung. So verpflichtest du dich, keinerlei Informationen preiszugeben. Kein Wort wirst du darüber verlieren, über das, was hier auf der Insel passiert. Auch nicht in den Briefen die du nach Hause schickst. Und von den einheimischen Frauen, die in den Lagunen fischen, wirst du schön die Finger lassen. Mindestens 800 Meter Abstand wirst du zu ihnen halten, zu den unantastbaren Postkartenmotiven.

Gut möglich, dass du dich da ganz groß fühlst, vielleicht sogar ein bisschen auserwählt. Du gehörst ab sofort zur Task Force „Grapple", übersetzt: „Greifer", und bist Teil eines groß angelegten atomaren Testprogramms. Dir wird gesagt, dass du dabei keinerlei Gefahr ausgesetzt sein wirst. Immer und immer wieder wird dir das gesagt.

„Ich habe ihnen alles geglaubt", sagt Doug.

„Vier. Drei. Zwei."

Noch eine Sekunde, dann explodiert deine erste Atombombe.

Im November 57 sind 3.000 britische Soldaten auf der Insel stationiert. Wie viele davon die Explosion erleben, das weiß Doug heute nicht mehr. Nur dass ihnen am Abend zuvor gesagt wird, sie würden am nächsten Tag an einer Übung teilnehmen.

Vor Sonnenaufgang der Appell: in Dreierreihen aufstellen, durchzählen. Sie tragen die Seitenwände ihrer Zelte mit sich, wohl damit die Druckwelle die Zelte nicht fortfegt und damit sie nicht auf dem klammen, feuchten Inselboden knien müssen. Es ist noch stockfinster, aus den Lautsprechern tönt Musik, „Glenn-Miller-Stuff", sagt Doug, „irgendeine Big Band". Die Soldaten scherzen.

Noch als das Flugzeug mit der Bombe von der Insel abhebt folgen die nächsten Befehle: Dreht euch mit dem Rücken zum Meer! Hockt euch in Kindslage auf die Planen, wie Föten! Die Augen schließen, die Hände fest draufpressen! Besser noch: Drückt mit aller Gewalt die Knie in die Augenhöhlen!

Was denkst du in so einem Moment? Was fühlst du?

„Du tust einfach das, was dir gesagt wird."

„Eins."

Zündung.

Douglas Herns erste Atombombe explodiert am 8. November 1957 um 07:47 Uhr Ortszeit, 37 Kilometer vor ihm, auf Christmas Island.

Plötzlich brennst du von innen heraus. Nicht einmal einen Wimpernschlag nachdem die auf den Namen „Grapple X" getaufte Wasserstoffbombe detoniert, nachdem ein herkömmlicher Atomsprengsatz zündet, um die nötige Energie für die sonnenähnliche Verschmelzung der Wasserstoff- Isotope Deuterium und Tritium zu Helium zu liefern, nicht einmal diesen einen Wimpernschlag später brennt es nur so aus dir heraus: „Als würde ein Doppelgänger aus Feuer durch dich hindurch schreiten. Er springt dich von hinten an und drängt nach vorne wieder raus."

Sekunden bloß, vielleicht auch nur Millisekunden. Genug Zeit aber, dass dein Feuerklon immer heißer und heißer und heißer wird. „Mein Unterkiefer brannte, kaum auszuhalten." Dann das Licht, so hell, so stark, dass du mit geschlossenen Augen das Innere deiner Hände siehst: „Die Knochen, die Adern, die Sehnen."

3. Feuer und Fisch

Ab sofort zählen die Lautsprecher wieder hoch, von eins bis zehn. Keine Atempause, Geschichte wird gemacht. Aus den Tannoys bellt es: Aufstehen, umdrehen! Was er dann sieht, ist nicht das, was er erwartet: ein Wolkenkreis, darum bemüht, ein Ball zu werden.

Eine Blase, die sich weiter und weiter ausdehnt. Doug schaut direkt in sie hinein, sieht der Blase beim Wachsen zu, sieht, wie sie ihre Farben ändert, von Gelb zu Grün, von Grün zu Schwarz. „Und du fragst dich, ob das irgendwann ein Ende hat oder ob es über dich hinauswächst". Es wächst ihnen über den Kopf, mit einer Sprengkraft von 1,8 Megatonnen, 138-mal Hiroshima.

Über ihnen das Blau des Himmels, in das sich innerhalb von Sekunden eine Wolkenqualle ohne Tentakel formt. Eine, die einen dumpfen, hohlen Schlag von sich gibt. „Kein Knallen, eher ein Rollen, ein Pressen, ein Stoßen", sagt Doug. Dann die Druckwelle, als stündest du bei der rasenden Durchfahrt eines Hochgeschwindigkeits-zuges direkt an der Bahnsteigkante.

Aber keine Angst, dir passiert schon nichts. Haben sie ja gesagt. Auch dann nicht, wenn du nach der Explosion die toten Fische aus dem seichten Wasser zusammenklauben wirst. „Noch zehn Tage später spülte die Flut jede Menge Getier Richtung Land. Bis zu den Knien standen wir inmitten der Kadaver, brachten sie ans Ufer, luden sie auf Transporter, die sie dann zum Verbrennen wegfuhren."

Nicht alle werden verbrannt. Du bist der, der das ganze Zeug nach der Detonation wegschafft. Und weil du Koch der Kriegsmarine bist, wirst du auch ein paar der Fische zubereiten und servieren lassen: „Sogar einen kleinen Fish-And-Chips-

Laden hatten wir am Strand“, sagst du im verklärten Rückblick, fast ein bisschen stolz. Dich kümmert es nicht weiter, ob die schwarzgoldene Pilotmakrele, der blaue Marin, der Wahoo, der Thunfisch oder Oktopus verseucht sind oder strahlen.

Vögel, die vom Himmel fallen

Douglas Hern, leicht verschmierte Brillengläser, springt jetzt in Gedanken von Bombe zu Fisch und zurück. Während des Erzählens schlägt sein linker Fuß mechanisch gegen das Stuhlbein seines Gegenübers. An der Kühlschranktür seines Hauses in Moulton hängt der Zettel mit Terminen für die nächste Blutuntersuchung, im Hintergrund läuft das Waschmaschinenwasser ab.

Im Gartenteich pumpt eine Pumpe gurgelnd 35 Fischen Sauerstoff zu. Manchen hat seine zweite Frau Sandie Namen gegeben, sagt er. Einer heißt Sullivan, einer Henry. „Da sind mir während der großen Hitze im vergangenen Jahr glatt zehn von den Viechern weggestorben.“ Das habe ihn fast 1.000 Pfund gekostet, sagt er.

Fünf Atombomben werden vor seinen Augen explodieren. Bombe Nummer 2, Grapple Y, war die schlimmste, sagt er. Drei Megatonnen Sprengkraft, 230-mal Hiroshima, bis heute die größte britische Atomwaffe, die je getestet wurde. Er darf sich nicht hinhocken, nicht hinkauern, so wie beim ersten Mal. Er steht ihr einfach nur gegenüber.

„Ohne Schutzkleidung, kein Overall, keine Sturmhaube, nur ein leichtes blaues T-Shirt, dunkle Hose, Boots, Marine-Kappe. Um fünf nach Neun zündete die Bombe und fast im selben Augenblick kochte eine unerträgliche Hitze alles Leben aus mir heraus. Ich fiel auf die Knie, die Hände auf die Augen gepresst, und sah wie bei der November-Bombe dasselbe rosa Röntgenbild meiner Knochen und Venen. Waren wir bei der ersten Explosion noch leise, fast stumm, so entfuhr mir und den anderen jetzt ein Grunzen, ein Stöhnen, das sich mit dem unbeschreiblichen und ewig anhaltenden Donnerschlag der Bombe mischte.“

Nach Grapple Y muss Douglas Hern das Uferwasser wochenlang von Fischteilen und -kadavern säubern. Zum Ende der ersten Woche mischen sich immer häufiger Vögel unter den Fisch. Erblindete Vögel, orientierungslos verendet, die Augen ausgebrannt. „Die müssen vor Erschöpfung vom Himmel gefallen sein“, sagt er.

Jahrelang habe er an nichts anderes denken können, haben ihn tags wie nachts Albträume heimgesucht. Die bleiben bis heute, sagt er. Träume, die sich mal mit mehr, mal mit weniger Wucht in seinen Alltag spülen. Wovon sie erzählen? „Von Explosionen. Von Detonationen. Und dass ich ständig vor ihnen davonlaufe.“

Das Wasser, die Hitze, der Tod – das ist das Dreieck, in dem Douglas Logan Peter Hern sein Leben lebt, das sind die Koordinaten, an denen er sich ausrichtet, einpendelt und ausschlägt.

Er sagt dann doch tatsächlich, dass er Glück gehabt habe. Weil er kein großes Leiden davongetragen hat von all dem, was er auf Christmas Island gesehen, getan, und von dort mitgenommen hat. Und weiß noch im Moment, in dem er das ausspricht, dass es falsch ist, was er da sagt. „Meine direkten Nachkommen, meine Blutlinie,“ – er sagt wirklich Blutlinie, einen Begriff aus der Tierzucht – „die leidet bis heute darunter.“

Dann berichtet er von der Beerdigung seiner Tochter Gill. Gill war der 1963 geborene Mittelpunkt in seinem Wasser-Hitze-Tod-Dreieck, der Schwerpunkt. Oder ist es noch. Gill ist die Tochter, die 1977 stirbt. Als Doug, Jahre nachdem er die Kriegsmarine verlassen hatte, die Schiffe wohlhabender Eigner von Hafen zu Hafen an der englischen Südostküste steuerte, war Gill immer dabei.

„Es geschah, was geschehen sollte“, sagt Doug zu ihrem Tod. „Sie starb in meinen Armen.“

Woran? „Am Cushing-Syndrom.“

Gills Körper produzierte zu viel Cortisol, oftmals ausgelöst durch einen Tumor in der Hirnanhangsdrüse. Den sieht man nicht, dafür die Gewichtszunahme, die Hamsterbäckchen, das Vollmondgesicht, dazu die Körperhaare, die ungewöhnlich stark wachsen. Gill entwickelt einen „Stiernacken“, zwischen ihren Schultern sammelt sich das Fett. „Auf ihrem Rücken wuchs ihr ein Buckel, der mit Haaren bedeckt war. Als sie elf war mussten wir sie zwei Mal am Tag rasieren. Sie war ein Mädchen, das im Zeitraffer zur Greisin alterte.“

Er streute ihre Asche über die Reling einer geliehenen Yacht ins Meer.

Jeder Bruch eine Kerbe, jede Kerbe ein Schmerz

Doug erinnert sich. An jede Kleinigkeit, an winzige Details. An Nächte, die er auf dem Boden liegend vor Krankenhausbetten verbringt. An jede Fotografie, die die Ärzte von seiner Tochter während ihrer Behandlungen machen. An Gill, wie sie ein allerletztes Mal kollabiert. Im Auto, eine Dreizehnjährige, die sich hinten im Fußraum der Rücksitzbank mit Krämpfen windet, während er lichthupend gegen den Autostrom Richtung Notaufnahme rast.

Er hat ein untrügliches Gedächtnis, regelmäßig trainiert im fortwährenden Durchdenken und Vor-Augen-führen der Wege, der Momente, der Brüche. Jeder Bruch eine Kerbe, jede Kerbe ein Schmerz, da bleibt wenig Raum für anderes. Doug sieht so aus, als würde ihm ununterbrochen irgendwas weh tun. Er müsste laut darüber schreien, meint man. Wieder und wieder. Doch dafür, dass Gills Tod das Schlimmste ist, was ihm passieren konnte, bleibt er seltsam stumm.

Da zieht sich das Echo der Bombe quer durch die Generationen und er schluckt das einfach weg. Warum brüllt er es nicht raus? „Weil die Navy diesen einen, diesen menschlichen Wesenszug völlig zerstört hat: Ich zeige keine Emotionen, mein Gesicht sieht stets gleich aus. Und mir wird schlecht, wenn ich meine eigene Stimme höre. Weil sie so monoton klingt. Ich habe es so satt, mich zu hören“, sagt er.

Du Roboter. Du Nummer!

„Er weiß nicht, wie man liebt“, sagt seine zweite Frau Sandie.

Hallen die Explosionen bis heute in ihm so stark nach, dass er in dem ganzen Lärm gar nicht anders kann, als der Bombe mit ohrenbetäubendem Schweigen sein Leben zu widmen?

4. Schuld und Scham

Es gibt nicht viele Veteranen, die so offen, so ehrlich, so hart darüber reden wie Doug, glaubt Reverend Nicholas Frayling. „Auch, weil sie sich in einer Zwickmühle befinden: auf der einen Seite eine sorgsam gepflegte Navy-Nostalgie, auf der anderen ein tief empfundenes Scham- und Schuldgefühl.“

Frayling, Jahrgang 1944, ist 13 Jahre alt, als Douglas Herns erste Bombe explodiert. Bevor er zur Kirche kommt, macht er eine Ausbildung im Einzelhandel, wird dann Sozialarbeiter im geschlossenen Vollzug des Männergefängnisses Pentonville, nordöstlich von London. Heute verströmt er, hochgewachsen, das Haar gewissenhaft zurückpomadet, eine seines Amtes entsprechende Würde und Integrität.

Er serviert Zitronenkuchen und Tee mit Milch und sagt: „Seit mehr als 30 Jahren nehme ich an Beerdigungen von Veteranen teil. Ich besuche sie, wenn sie krank sind, ich spende ihren Angehörigen Trost. Ich versuche, ihnen das Gefühl der Schuld und der Scham zu nehmen. Das Gefühl, etwas von dem selbst erfahrenen Horror vererbt zu haben – an das Kind, das keine Kinder bekommen kann; an das Kind, das mit Fehlbildungen geboren ist, das blind ist oder taub.“

Die Wohnung des Reverends liegt an der South Parade im südenglischen Southsea, Stadtteil von Portsmouth, einer der wichtigsten militärischen Häfen Europas. 27 Kriegsschiffe der Royal Navy liegen hier. Von Fraylings Eigentumswohnung im fünften Stock reicht der Blick bis zur knapp zehn Kilometer Luftlinie entfernten Isle of Wight. An der Fensterfront hat der Reverend ein Fernrohr aus Messing postiert, durch das er ab und an den Tankern und Fähren folgt, die die Meerenge „The Solent“ passieren.

Ein Scharnier zwischen Schuld und Wut

Dazu passt, dass Frayling Commander des britischen Ritterordens Order of Saint John ist. Er ist außerdem: Autor des Buches „Pardon and Peace: Making of the Peace Process in Ireland“. Ein Verfechter politischer Versöhnung und interreligiöser Beziehung. Er ist einer, der im Juli 2013 in der Kathedrale von Chichester leidenschaftlich zu „Homo-Ehe – Sakrament oder Skandal?“ spricht. Der für die Rechte Homosexueller eintritt und sich damit nicht nur den Segen der Church of England holt.

Frayling ist auch ein Scharnier zwischen Schuld und Wut, ist Überwinder einer Barriere zwischen den Generationen, die sich mal leise, mal lauter aufgebaut hat: Da ist die Verzweiflung des Vaters oder des Großvaters, das stetig glimmende, dann und wann auflodernde Martern, einen vielleicht durch Strahlung und Fallout einverleibten Gen-Defekt weitergegeben zu haben. „Natürlich weiß jeder Einzelne von ihnen, dass es nicht in seiner Hand lag und liegt“, sagt er, „doch trotz aller Vernunft quält sie eine unaufhörliche Schuld“.

Da ist auch eine gedämpfte, oft verdeckte Wut der Nachkommen auf ihre Väter und Großväter, die sie für ihr eigenes, vielleicht schwieriges, verkorkstes Leben gerne zur Verantwortung ziehen würden. „Die meisten Kinder oder Enkelkinder blenden die Wahrscheinlichkeit lieber aus, nach all den Jahrzehnten die Nachwirkungen der Tests am eigenen Leib erfahren und erdulden zu müssen“, sagt der Reverend. „Wer will schon immer und immer wieder an die eigene Sterblichkeit erinnert werden?“ Dann doch lieber schweigen und weit, weit von sich schieben, dass Daddy vor mehr als 60 Jahren Versuchskaninchen im Pazifik war.

Dass Daddy etwas abbekommt, war Kalkül. 12 Jahre nach Hiroshima und Nagasaki explodiert Douglas Herns erste Bombe, „die tödlichen Auswirkungen der Strahlung waren lange bekannt“, sagt Frayling.

In der Tat heißt es in einem als geheim eingestuften Bericht des regierungsnahen Defence Research Policy Committee an die militärischen Stabschefs vom 20. Mai 1953: „Der Armee ist daran gelegen, die Auswirkungen verschiedenster

Explosionsarten auf Mann und Material mit und ohne unterschiedliche Schutzvorrichtungen genauestens in Erfahrung zu bringen“. Und in einem vertraulichen Schreiben vom 20. September 1951 schreibt der damalige Konteradmiral Arthur David Torlesse: „Ich bin der festen Überzeugung, dass alle Regierungsbeamten einen Anspruch auf Entschädigung für im Dienst erlittene Schäden haben.“

Ein Echo, das durch die Jahre hallt

Torlesse bezieht sich dabei auf die ersten britischen „Hurricane“-Atomtests im Oktober 1952 nahe der westaustralischen Monte Bello Islands. Er fügt noch hinzu, dass nicht automatisch jede Krankheit entschädigt werden müsse, nur weil sie eventuell auf eine Teilnahme an den Tests zurückzuführen sei. Zugleich entlässt er aber die Regierung nicht aus ihrer Verantwortung: „Ich bin dennoch der Meinung, dass seitens der Ministerien eine akzeptable Vorgehensweise gefunden werden kann, um mögliche Gerichtsverfahren zu Gunsten eines Geschädigten zu entscheiden.“

Dabei denkt Torlesse wohl weniger an die Kinder oder gar Kindeskinder der Atomtestveteranen. Doch wenn er in dem Schreiben formuliert, dass die gesundheitlichen Folgen „lange hinausgezögert werden könnten“, dann schwingt darin ein Bewusstsein über die Ungleichzeitigkeit der Vorgänge mit: Da sind die Explosionen in den 1950er und da ist ein zunächst kaum wahrnehmbares Echo, das in den Jahrzehnten darauf umso deutlicher widerhallen kann. Ein Echo, das mit Studien zu den Spätfolgen der Veteranen mal mehr, mal weniger laut verstärkt wird.

Aufwändig recherchierte Papiere, die je nach Couleur des Absenders und mit durchaus nachvollziehbaren Argumenten die Verantwortung mal in die eine, mal in die andere Ecke pressen. Und sich damit doch nur neutralisieren: „Unter den Getesteten konnte im Allgemeinen eine höhere Lebenserwartung festgestellt werden als im Durchschnitt der britischen Gesamtbevölkerung“. Schreibt die britische Regierung im November 2018 und aktualisiert damit eine 1983 gestartete und vom Verteidigungsministerium bezahlte Studienreihe. Grund dafür sei der „Healthy-

Worker-Effect“ oder auch „Healthy-Soldier-Effect“: Erwerbstätige zeigten einen allgemein gesünderen Lebensstil, Soldaten im Besonderen könnten zudem eine bessere medizinische Versorgung nutzen.

Für Kritiker ist der Effekt hingegen eine ganz besondere Form der Stichprobenverzerrung. Der Vergleich zwischen Soldaten, die per se schon einen gewissen Gesundheitszustand aufweisen müssten, um überhaupt rekrutiert zu werden, und der durchschnittlichen Gesamtbevölkerung, der kann nur hinken: hier eine „natürlich Berufsauslese“, dort ein gesamtgesellschaftliches Sammelsurium aus Alt und Jung, aus gesund und krank.

Andere bewerten die Rechnung des Verteidigungsministeriums grundsätzlich als viel zu optimistisch. Wissenschaftler um die Professorin Sue Rabbitt Roff von der Universität Dundee zum Beispiel. Roff untersuchte die Gesundheitsdaten von 2.500 Atomtestveteranen und fand heraus, dass ein Drittel von ihnen bereits im Alter zwischen 50 und 60 verstarb, davon wiederum zwei Drittel an Krebs.

Zudem konnte, so Roff, in einer gesondert untersuchten Stichprobe von rund eintausend Veteranen etwa jeder Siebte nach seiner Rückkehr von den Waffentests keine Kinder mehr zeugen. Und: „Unter den fast 5.000 Kindern und Enkelkindern dieser Gruppe gibt es allein 26 Fälle von Spina bifida – mehr als das Fünffache der im Vereinigten Königreich üblichen Rate an Lebendgeburten.“

Spina bifida, eine Fehlbildung der Wirbelsäule, oft auch des Rückenmarks, ein offener Rücken bei 0,52 Prozent der Nachkommen. Reicht das? Und wenn ja: wofür?

5. Daddy’s Girl

Es reicht für Zahlenschlachten. Für Relationen. Für Zusammenhänge, wo sie hergestellt werden können. Oft genug nur Vermutungen, wenig handfeste Beweise, verdeckte Schuldzuweisungen. Mal verpackt in wissenschaftliche Akribie und Gratwanderei, mal in politische Agenden. Der Blick hinter die Datenreihen offenbart Unsicherheit, lässt einen Kit der Angst zwischen den Generationen erkennen. Ja, ein

etwas höheres Vorkommen von Krankheiten wie rheumatoide Arthritis oder autoimmune Schilddrüsenerkrankungen, dazu Asthma oder Ekzeme lasse sich in der Gemeinschaft der Atomtestveteranen feststellen. „Aber nicht im Übermaß“, so Dr. Becky Alexis-Martin, Co-Autorin von „Nuclear Families: A Social Study of British Nuclear Test Veteran Community Families“.

Auch von Geburtsfehlern wurde berichtet. Die große Mehrheit der Leiden sei aber psychosomatisch, Depressionen und posttraumatische Belastungsstörungen: „Die schwerste Last für die meisten Nachkommen ist die schiere Angst, irgendwann das Erbe einer strahlenbedingten Krankheit antreten zu müssen.“

Das große Leiden ist Angst, ist Atomschmerz. Shelly Grigg ist genau das. Shelly Grigg, das ist der Schmerz zwischen dem 5. Lenden- und dem 1. Steißbeinwirbel. Shelly ist Diabetes, ist Morbus Biermer, ist das Problem mit der Schilddrüse, ist rheumatische Arthritis in ihren Kinderjahren.

Shelly ist eine seltene Art der Fettsucht, ist die Adipositas dolorosa oder Dercumsche Krankheit, die 2003 bei ihr diagnostiziert wird. Fest, körnig und knotig fühlt sich das Fett an, „wie ein Bündel von Würmern“, beschreibt es der Namensgeber der Krankheit, der US-amerikanische Neurologe Francis Xavier Dercum. Die Vorderarme, die Unterschenkel, die Hände und Füße, Hals und Gesicht bleiben von den Fettansammlungen fast frei. Die Massen sammeln sich am Rumpf und an den Oberschenkeln.

Rund 20 Pillen muss Shelly jeden Tag schlucken, alle zehn Wochen wird ihr eine Thyroxin-Injektion intravenös verabreicht. Durch ihr 3-Zimmer-Küche-Bad-Heim in einer Reihenhaussiedlung in Hemlington nahe Middlesborough zieht der etwas strenge Geruch nach einem Labrador und zwei Katzen. Auf dem Boden vor dem Fernseher hockt in sich gefallen ein großer Plüschaffe, mit „Good Boy“ in Weiß bedruckt. Im schwarzen Bücherregal lehnt neben einer Handvoll Familienbildern auch die Phil-Collins-Biografie „Not Dead Yet“.

Ein Ausputzer, der die Angst wegsäuft

Shelly ist das Morphium, von dem sie glaubt, dass es ihr bester Freund sei. Das klinge zwar furchtbar, sagt sie, sie wisse das schon auch, aber sie habe nun einmal Schmerzen, 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche. „Das Morphium stumpft zumindest die schlimmsten Spitzen ab."

Shelly ist auch Daddy's Girl und Daddy war Roy Grigg und Roy Grigg landet im Sommer 1959 auf Christmas Islands, ein Jahr nach den Grapple- Explosionen. 22 war er da.

Auch Roy war Ausputzer, sagt Shelly, hat aber nie eine Explosion miterlebt, trotzdem wünscht sie sich, er hätte ihr mehr darüber erzählt: Wie er den ganzen Müll auf der Insel wegräumte, den Sand von den Zelten und Autos fegte, im verseuchten Wasser schwamm, den verseuchten Fisch aß. Nach seiner Zeit in der Navy macht Roy dicht oder gar nicht erst auf und fängt das Trinken an. Ein Alkoholiker, der es an schlechten Tagen nicht ins eigene Schlafzimmer schafft. Dann packt ihn seine Frau ins Bett der Tochter. An ganz schlechten Tagen ist er so voll, dass er es einnässt.

Aber für Shelly ist er auch einer, der nicht eines Morgens aufwacht und sich dazu entschließt, alkoholabhängig zu werden. „Du kommst zurück, mit all den Erinnerungen und Ängsten im Gepäck, mit der Unsicherheit, dass du vielleicht selbst jede Menge Strahlung abbekommen hast", sagt sie. Unvorstellbar sei das, diese immerwährende Furcht vor Spätfolgen oder gar einem vorzeitigen Tod. Daddy hat die einfach weggesoffen.

Roy Grigg wird beides: krank und früh sterben. Als er am 31. Juli 2001, mit 64, dem Knochenkrebs erliegt, stirbt er jedoch nicht als Roy Grigg, er stirbt als Bruder Paul. Im August 1987 tritt Corporal Roy Grigg, Atomtestveteran, Alkoholiker, dem Franziskanerorden bei.

Warum? „Auf die Frage hat er nur geantwortet: Weil ich den Ruf gehört habe“, sagt Shelly Grigg.

Franz von Assisi, Ordensgründer, Bettelmönch, Schutzpatron der Tiere, der Natur, der Umwelt. Der, dem dieser Satz zugeschrieben wird: „Die ganze Dunkelheit der Welt kann das Licht einer einzelnen Kerze nicht löschen.“ Als Bruder Paul soll Dad wohl auch die Natur und die Menschen geliebt haben, die Wanderer und Obdachlosen, die er von der Straße holte, sie wusch, ihnen Essen und saubere Kleidung gab. Ja, er war sogar Mitglied der „British Fuchsia Society“, sagt Shelly, ein wenig stolz. Als wäre das ein kleines bisschen Heiligsprechung.

Corporal Roy Grigg/Bruder Paul, geläutert, gereinigt, zurückgezogen, trocken, Menschen- und Blumenfreund. Licht in der dunklen Welt der Shelly Grigg. „Als Papa starb, fühlte ich mich sehr allein“, sagt sie. Licht aus. Während sie von ihrem Vater erzählt, wird sie immer mal wieder zu weinen beginnen, vier oder fünf Mal. Über Papas Tod erzählt sie nüchtern weiter: „Ab dann fingen meine gesundheitlichen Probleme an und ich begann, Fragen zu stellen.“

Sie sucht und findet. Andere, die ähnliche Leiden haben, Gleichgesinnte, Gefühlserben. Für die, vor allem aber für sich selbst, gründet sie die Facebook-Gruppe „Fallout“. Sie schafft sich ihr Milieu, ihre Trauma-Community mit 800 Mitgliedern.

Sie gräbt und wühlt sich in ihren Stammbaum, bis ins Jahr 1705 zurück. Sie findet nichts. Natürlich nicht, denn was wäre das, wenn ihr zwischen Industrieller Revolution und viktorianischem Zeitalter plötzlich ein Vorfahre querkommt, eine Fettsucht vielleicht, ein genetischer Abweichler, der ihr damit ihren Atomschmerz streitig machte?

Ein kleines bisschen Heiligsprechung

Sie findet auch keine Wut auf ihren Vater. Nein, sagt sie, die Väter treffe keine Schuld, „keiner von denen hat sich freiwillig gemeldet“. Vielmehr seien sie gezielt

ausgewählt worden: fast alles unverheiratete, kinderlose, junge Männer, die sich vor ihrer Abreise einem Bluttest unterziehen mussten. „Auch wenn das Verteidigungsministerium das heute bestreitet, die meisten waren fit und gesund und kehrten krank zurück." Sie hätten ihr Leben gegeben, sagt sie. Als wäre das noch ein kleines bisschen mehr Heiligsprechung.

Am 6. August 2001 wird Roy Grigg/Bruder Paul beerdigt. Während der Totenmesse klingen Glocken, sie erinnern an die, die auch auf Christmas Island bei der Entwarnung nach den Tests läuteten. Aber auch an die, die heute noch einmal im Jahr in Japan geschlagen werden, immer am 6. August, immer um 8 Uhr 16. Der Tag, an dem Roy Grigg/Bruder Paul begraben wird, ist „Hiroshima Day".

Während der Messe sagt einer der anwesenden Ordensbrüder noch: „Two things were born in Shelly's Dad, in that exploding light cloud burst". Zwei Dinge wurden in Shelly's Dad geboren, in dieser explodierenden Lichtwolke.

Wäre da mehr Leben in ihrem Leben, wenn in seinem weniger Bombe gewesen wäre? Vielleicht hätte sich Roy Grigg auch ohne Atombombe ins Koma gesoffen. Vielleicht hätte er sich auch scheiden lassen, wäre auch Ordensbruder geworden, wäre auch an Krebs erkrankt, vielleicht früher, vielleicht auch später. Vielleicht auch nichts von alledem.

Heute ist alles Bombe im Leben der Shelly Grigg. Sie ist zum Bersten voll damit, sie schwimmt im Schmerz. Vielleicht auch, weil der Müll, der Dreck, der Staub, den Roy Grigg auf der Insel wegfegt, sich schon über sein Atomkind gelegt hat, als das noch gar nicht geboren war. Vielleicht auch nicht.

„Ich hasse mich", sagt Shelly Grigg heute. „Ich verachte meinen Körper." Sie schämt sich für ihn. Für etwas, von dem die Ärzte sagen, er ähnelte mehr dem einer Achtzigjährigen statt einer Mittfünfzigerin. Und dass dieser Körper wohl in ein paar Jahren einen Rollstuhl brauche.

Vielleicht früher, vielleicht auch später. Vielleicht auch gar nicht.

Es ist diese Ungewissheit, die das Atomkind in sich trägt. Das Gefühl, dass die Dinge einfach nicht ganz richtig sind. Sicher ist nur, sagt Shelly, dass sie entschieden hat, dem Ganzen ein Ende zu setzen: Sie liebe Kinder, sagt sie, ach, wie fantastisch wäre das, könnte sie ihre Geschichte weitererzählen.

Da ist aber eben auch die Angst, mit den Geschichten „eine Art Gift“ weiterzugeben, sagt sie. „Also setze ich bei mir den Schlusspunkt für meine Familie: no kids, keine Kinder!“

Sie sei, sagt sie, das Ende ihrer Geschichte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wie rassistisch sind Sie?

Die meisten weißen Menschen sind überzeugt: Hautfarbe spielt für mich keine Rolle. Schön wär's

Von Bastian Berbner, DIE ZEIT, 16.07.2020

Wäre die Welt ausschließlich vom Verstand regiert, hätte der Rassismus spätestens am 26. Juni 2000 sterben müssen. An diesem Tag betrat Bill Clinton den East Room des Weißen Hauses, wo Journalisten und Wissenschaftler auf ihn warteten. Der amerikanische Präsident federte herein, lächelnd, siegesgewiss. Wenn man heute die Videoaufnahme ansieht, denkt man: Er hat den Gegner unterschätzt.

Clinton verkündete, es sei gelungen, das menschliche Erbgut zu entschlüsseln. Mehr als tausend Wissenschaftler weltweit hatten daran gearbeitet, maßgeblich finanziert von der amerikanischen Regierung. Diese triumphale Reise ins Innere des menschlichen Genoms, sagte Clinton, werde viele Erkenntnisse bringen. Eine Wahrheit offenbare sie bereits jetzt: »Menschen, egal welcher Rasse, sind zu mehr als 99,9 Prozent gleich.«

Jahrhundertelang hatte der Glaube geherrscht, dass die Herkunft von Menschen nicht nur ihr Äußeres festlegt, ihre Hautfarbe, ihren Haarwuchs, ihren Körperbau, sondern auch ihr Inneres, ihre Intelligenz, ihre Moral, ihre Gefühle. Doch in den Jahrzehnten zuvor hatte die Wissenschaft daran zu zweifeln begonnen. Je mehr Biologen darüber lernten, was Gene sind und wie sie funktionieren, desto klarer wurde ihnen, dass eine neue Theorie nötig war. Sie geht so:

Alle Menschen auf der Erde stammen von gemeinsamen Vorfahren ab, die in Afrika lebten. Vor etwa 70.000 Jahren zogen einige Homo sapiens Richtung Nordosten, sie sahen einander ähnlich, ihre Haut war schwarz. Sie besiedelten den Nahen Osten, dann Asien und Australien, später Europa und Amerika. So verschieden

waren die Orte, an denen die Einwanderer jetzt lebten, dass ihre Körper sich daran anpassten. Wo die Sonne wenig schien, wurde ihre Haut heller, um weiter ausreichend Vitamin D bilden zu können. In der Arktis entwickelten die Inuit ein Enzym, das dabei hilft, Omega-3-Fettsäuren aus Fischen zu verarbeiten. In Südostasien bildeten die Seenomaden vom Volk der Bajau ungewöhnlich große Milzen aus, um bei langen Tauchgängen den Sauerstoffgehalt ihres Blutes konstant zu halten. Im Westen Kenias gab die Evolution den Kalendjin einen Körperbau, mit dem sie sehr schnell sehr lange Strecken zurücklegen können, zum Beispiel die 42,195 Kilometer eines Marathons. In den Anden hatten die Menschen irgendwann eine etwas größere Lunge, um in der Höhe effizienter atmen zu können.

Rein äußerlich betrachtet, wirken diese Unterschiede zwischen den Menschen groß. Doch als die Forscher jetzt sämtliche Buchstaben der menschlichen DNA mit ihren drei Milliarden Basenpaaren aneinanderreihten, da war es nicht mehr zu leugnen: In Wahrheit sind die Unterschiede oberflächlich. Rein genetisch betrachtet, ist eine Herde Pinguine vielfältiger als die gesamte Menschheit, und zwei Schwarze können sich stärker voneinander unterscheiden als ein Weißer und ein Schwarzer. Es ist sinnlos, Menschen danach in Gruppen zu sortieren, welche Hautfarbe sie haben.

Was Clinton verkündete, war der Beweis: Es gibt keine Menschenrassen. Keine Herren- und keine Untermenschen. Kein höherwertiges und kein minderwertiges Leben. Der Rassismus, die tödlichste Ideologie aller Zeiten, hatte sein Fundament verloren.

Im East Room des Weißen Hauses schloss Bill Clinton mit dem Satz: »Mein größter Wunsch ist, dass diese glühende Wahrheit immer unser Handeln leiten wird.«

Das ist 20 Jahre her. Es war nicht das Ende des Rassismus. Nicht mal annähernd, wenn man sieht, wer heute Clintons Amt innehat. Wenn man sieht, mit welcher Wucht sich die Proteste nach dem Tod des Amerikaners George Floyd um die Welt ausbreiteten.

In Sydney, Paris, Mailand, Oslo und Berlin protestierten in den vergangenen Wochen jeweils Zehntausende, in Solidarität mit dem schwarzen Amerika, aber auch getrieben von Wut auf die Lage im jeweils eigenen Land. Überall berichteten

Menschen mit neuem Mut von alten Mustern: der französische Teenager, der mit Freunden in Paris unterwegs war, als Polizisten alle Taschen und Handys kontrollierten, nur die von einem nicht – dem einzigen Weißen in der Gruppe. Italienische Frauen, die wegen ihrer dunklen Haut auf der Straße angesprochen werden wie Prostituierte. Die Mitglieder der afrikanischen Community im chinesischen Guangzhou, denen mit einem Schild der Zutritt zu McDonald's verwehrt wurde: »Schwarze Menschen dürfen das Restaurant nicht betreten.« Der Hamburger, den ein Passant beschimpfte: »Verpiss dich nach Afrika!«

So allgegenwärtig ist Rassismus, als seien Clintons Worte damals einfach verpufft. So lebendig ist er, dass viele, die darunter leiden, ihn nicht einfach auf den einen hasserfüllten Polizisten, die eine unsensible Chefin, den einen feindseligen Lehrer zurückführen. Sondern auf eine Struktur, ein System.

Da dieser Artikel in einer deutschen Zeitung erscheint, wäre es gut, an dieser Stelle über Deutschland zu schreiben. Nach allem, was in der letzten Zeit geschehen ist, kann kein Zweifel daran bestehen, dass es auch hier ein Rassismus-Problem gibt. Wie groß es ist, lässt sich allerdings schwer sagen. In Deutschland unterscheiden Statistiken nicht nach ethnischer Herkunft oder Hautfarbe, lassen also keine genaue Aussage über die Diskriminierung von, zum Beispiel, schwarzen Deutschen zu. Es ist nicht einmal bekannt, wie viele schwarze Menschen hier leben. Schätzungen gehen von mehr als einer Million aus.

Auch für andere westliche Staaten fehlen verlässliche Daten. Ein Land aber dokumentiert den Rassismus in seinem Inneren so genau wie kein anderes.

Die USA, 2020: Schwarze verdienen weniger als Weiße, erzielen beim Verhandeln über den Preis eines Autos schlechtere Resultate, landen eher im Gefängnis, bekommen von Ärzten weniger Schmerzmittel verschrieben und von Immobilienmaklern unattraktivere Objekte gezeigt. All das gilt auch dann, wenn man die größere Armut, das niedrigere Bildungsniveau und die höhere Kriminalitätsrate der schwarzen Bevölkerung aus der Statistik herausrechnet. Das System des Rassismus, es existiert also wirklich. Schwarze werden dafür diskriminiert, dass sie schwarz sind.

Das ist die eine Wahrheit. Es gibt noch eine andere.

In den vergangenen Jahrzehnten, während die Biologie dem Rassismus sein pseudowissenschaftliches Fundament entzog, hat sich die Einstellung der Amerikaner durchaus verändert, und zwar zum Positiven. Sind Sie dafür, dass Schwarze und Weiße einander heiraten dürfen? Können Sie sich vorstellen, einen qualifizierten schwarzen Kandidaten zum Präsidenten zu wählen? Auf solche Umfragen antwortet heute – im Gegensatz zu früher – eine überwältigende Mehrheit der weißen Amerikaner mit Ja.

Und sie reden nicht nur, sie handeln auch. Sie haben zum Beispiel Barack Obama gewählt. Gesetze gegen Diskriminierung verabschiedet. Schwarze Autoren, die über Rassismus schreiben, mit Literaturpreisen ausgezeichnet, ihre Bücher zu Bestsellern gemacht. Immer mehr Schwarze und Weiße heiraten einander.

Es gibt heute in den USA deutlich weniger Weiße, die sich ihren schwarzen Mitbürgern überlegen fühlen, als noch vor einigen Jahrzehnten. Und deutlich mehr Weiße, die es ehrlich gut meinen. Warum aber verschwindet mit den Rassisten nicht auch der Rassismus? Man kann ja nicht beides gleichzeitig sein, Rassist und Nichtrassist.

Oder vielleicht doch?

Im Sommer 1994 bekam die Sozialpsychologin Mahzarin Banaji eine E-Mail von einem Kollegen. Banaji war damals eine aufstrebende Wissenschaftlerin an der Universität Yale. Ihr Kollege, Tony Greenwald, mit dem sie seit einer Weile zusammenarbeitete, hatte den ersten Entwurf eines psychologischen Tests entwickelt, den er ihr nun zur Ansicht schickte. Sie setzte sich an ihren Esstisch, auf dem ihr Computer stand, und öffnete die Datei. »Kein Tag hat mein Leben mehr verändert als dieser«, sagt sie heute.

Dazu muss man wissen, dass Banaji aus Südindien stammt. Selbstverständlich sei sie damals davon überzeugt gewesen, keine Vorurteile gegen Schwarze zu haben, erzählt sie am Telefon, sie habe ja selbst braune Haut. Und: Sie lehrte an einer Elite-Uni an der Ostküste, sie war umgeben von Freunden und Kollegen, die sich für genauso aufgeklärt hielten wie sie selbst.

Auf dem Bildschirm sah Banaji eine Folge von Wörtern und Vornamen. Die Wörter waren klar positiv *(Liebe, ehrlich)* oder negativ *(Gift, hässlich),* die Namen klar »weiß« *(Paul, Nancy)* oder »schwarz« *(Tyrone, Latisha).*

Banaji legte den linken Zeigefinger auf die e-Taste ihrer Tastatur, den rechten Zeigefinger auf die i-Taste.

Phase 1: Bei jedem positiven Wort sollte sie links drücken. Bei jedem weißen Namen ebenfalls. Bei jedem negativen Wort rechts, bei jedem schwarzen Namen ebenfalls. Es war sehr einfach, sie musste nicht nachdenken. Ihre Finger drückten fast von selbst, sie war schnell und machte kaum Fehler, das merkte sie.

Phase 2: Bei jedem positiven Wort sollte sie weiterhin links drücken – jetzt aber auch bei jedem schwarzen Namen. Bei jedem negativen Wort weiterhin rechts – jetzt aber auch bei jedem weißen Namen. Sie spürte es sofort, sagt sie. Sie war langsamer. Musste plötzlich überlegen, ganz kurz nur, aber merklich. Ihre Hände wurden feucht. Ihr Herz schlug schneller. Sie machte Fehler. Ertappt habe sie sich gefühlt.

Es gab keine wirkliche Auswertung, es war ja noch ein Prototyp, aber Mahzarin Banaji wusste, dass es ihr leichtergefallen war, wenn weiße Namen mit positiven Wörtern kombiniert waren und schwarze mit negativen. Irgendwie passte das besser.

Paul und *Liebe. Nancy* und *ehrlich.*

Tyrone und *Gift. Latisha* und *hässlich.*

Sie rief ihren Mann an den Esstisch. Ihm ging es genauso. »Er sagte: Diesen Test musst du verstecken – der ist gefährlich.« Banaji und ihr Kollege Greenwald machten das Gegenteil. Im September 1998 stellten sie ihn ins Internet, frei zugänglich für alle.

Mit ein bisschen Glück, sagte Banaji zu Greenwald, könnten sie im ersten Jahr 500 Teilnehmer finden, die ihnen Daten für ihre Forschung liefern würden. Es waren dann 45.000 im ersten Monat. Der Uni-Server brach zusammen. Oprah Winfrey berichtete in ihrer Talkshow, der wichtigsten des Landes.

Heute ist Mahzarin Banaji Professorin an der Universität Harvard. Aus dem Prototyp ist eine Reihe von Implicit Association Tests (IAT) geworden, jeder kann sie

auf der Harvard-Website machen. Einer testet Vorurteile über Geschlechter, einer über Alte, ein anderer über Ostdeutsche; viele Tests gibt es auch auf Deutsch. Am häufigsten aber wird der *race test* gemacht. Er ist fast unverändert geblieben, seit Banaji ihn damals ausprobiert hat. Statt schwarzer und weißer Namen werden heute lediglich Gesichter gezeigt, das ist eindeutiger. Und jeder Teilnehmer muss explizit die Frage beantworten, ob er Vorurteile gegenüber Schwarzen habe.

Allein mehr als drei Millionen Amerikaner haben den Test mittlerweile gemacht. 73 Prozent der weißen Teilnehmer zeigten unbewusste negative Vorurteile gegen Schwarze. Die meisten von ihnen hatten vorher angegeben, der Hautfarbe von Menschen keine Bedeutung beizumessen. Dennoch brauchten sie etwa 200 Millisekunden länger, um richtig zu antworten, wenn schwarze Gesichter mit positiven Begriffen gepaart waren, als wenn dieselben Gesichter mit negativen Begriffen gepaart waren.

»Das klingt nach wenig«, sagt Banaji, »ist aber wahnsinnig viel.«

Für die *ZEIT* haben Mahzarin Banajis Mitarbeiter die Daten der mehr als 50.000 deutschen IAT-Teilnehmer ausgewertet. Das Ergebnis: Wie in den USA sagen die allermeisten Weißen, sie hätten keine Vorurteile gegen Schwarze. 80 Prozent haben sie aber doch.

73 Prozent der weißen Amerikaner. 80 Prozent der weißen Deutschen. Das sind nicht Menschen, die sich in den USA mit Waffengewalt gegen die Bedrohung der weißen Rasse zur Wehr setzen. Es sind nicht Menschen, die in Deutschland gegen den Volkstod durch massenhafte Einwanderung auf die Straße gehen. Es sind nicht diese typischen Trump-Höcke-Wähler.

Es sind Menschen wie Mahzarin Banaji, die liberale Harvard-Professorin, Einwanderin und Unterstützerin von Black Lives Matter. Menschen, die in Deutschland vielleicht Petitionen für offene Grenzen unterschreiben und grün wählen. Trotzdem verbinden sie Schwarze mit *böse, Hass, Schmutz.*

Es scheint tatsächlich Leute zu geben, die beides sind – rassistisch und nichtrassistisch. Sehr viele sogar. Jonathan Haidt würde sagen: Sie werden von ihrem Elefanten beherrscht.

Haidt ist ein anderer Sozialpsychologe aus den USA, und auf den Elefanten kam er, als er darüber nachdachte, welches Tier besonders groß und stark ist. Haidt wollte ein einprägsames Bild schaffen für die Beziehung zwischen dem Unbewussten und dem Bewussten, dem Fühlen und dem Denken. Der Mensch sieht sich gern als rationales Wesen. Das ist er auch, zum Teil. Aber je mehr Psychologen zu diesem Thema forschen, desto klarer wird: Das, was wir Bauchgefühl nennen, obwohl es mit dem Bauch nichts zu tun hat, ist mindestens ebenso wichtig. Laut Haidt sogar wichtiger.

Der Elefant ist das unbewusste Fühlen. Auf ihm sitzt ein Reiter, das ist das bewusste Denken. Der Reiter kann durchaus etwas ausrichten gegen das mächtige Tier, kann es mal bremsen und ihm mal eine bestimmte Richtung vorgeben. Aber meist setzt sich, Haidt zufolge, der Elefant durch.

Dass das so ist, liegt daran, wie das menschliche Hirn auf Gefahren reagiert.

Am Anfang ist da meist ein Sinneseindruck, man sieht oder hört etwas – eine längliche Form am Boden, ein Knacken im Unterholz. Auge oder Ohr leiten den Impuls sofort weiter an den Thalamus, eine Art Verteilerkasten des Gehirns, der schickt ihn in den Kortex, wo das Denken stattfindet. Nur ein seltsam gebogener Stock, nur das Knacken eines Vogels? Nein, eine Schlange. Der Kortex schickt das Ergebnis zum Gefühlszentrum, der Amygdala, die dem Körper den Befehl zur Flucht gibt.

Es existiert aber noch ein anderer Weg, den der Impuls im Gehirn zurücklegt.

Er gelangt jedes Mal auch direkt vom Thalamus in die Amygdala, er nimmt eine Abkürzung, vorbei am Kortex. Auf diesem Weg kann der Sinneseindruck zwar nicht durchdacht werden. Aber wie jede gute Abkürzung hat auch diese einen Vorteil: Sie spart Zeit. Den Bruchteil einer Sekunde, der bei einer Begegnung mit einer Schlange den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten kann.

Der lange Weg, das ist der Reiter. Die Abkürzung, das ist der Elefant.

Der Elefant schafft es, dass wir schon beim ersten Ton eines Songs ein Glücksgefühl empfinden, obwohl der Reiter noch gar nicht verstanden hat, dass da unser Lieblingslied läuft. Der Elefant lässt uns vor der Schlange zurückschrecken,

während der Reiter noch die gewundene Form dessen analysiert, was da auf dem Boden liegt. Der Elefant hat es nicht so mit dem Differenzieren. Für ihn gibt es nur harmlos oder gefährlich – und im Zweifel geht er auf Nummer sicher. Lieber einmal mehr einen Stock für eine Schlange halten als einmal falschliegen. Das Urteil fällt blitzschnell. Aber nicht willkürlich.

In jedem Moment speichert unser Gehirn, ohne dass wir es merken, die Erfahrung ab, die wir gerade machen. Das Buch, das wir lesen. Den Duft, den wir riechen. Den Menschen, mit dem wir reden. Einfach alles, und es kennt dabei keine Langeweile. Sehen wir in einer TV-Dokumentation zehnmal hintereinander eine Giftschlange, speichert das Hirn zehnmal ab: Schlange gleich gefährlich. Hören wir hundertmal unseren Lieblingssong, speichert es hundertmal ab: Dieser Song gleich Freude. Je größer die Menge der immergleichen Erfahrungen, desto klarer später das Urteil des Elefanten.

Schwarz gleich *Schmutz, hässlich, Gift, Mord, Bombe, Erbrechen, Krieg, schrecklich, Tod.*

Weiß gleich *Liebe, Freund, ehrlich, Paradies, Himmel, zärtlich, streicheln.*

Egal ob in den USA, in Deutschland oder in anderen westlichen Gesellschaften – warum sind in den Zigmillionen Daten des Implicit Association Test diese Verbindungen immer so stabil?

Robin DiAngelo ist Anti-Rassismus-Trainerin in den USA. Sie geht unter anderem in Unternehmen und versucht dort, die Sinne der Mitarbeiter für diskriminierendes Verhalten zu schärfen. In ihrem Buch *White Fragility* erklärt sie, dass sie oft mit persönlichen Fragen beginne, wenn sie mit weißen Menschen arbeite – Menschen wie mir.

Wie sah dein Umfeld als Kind aus?

In dem süddeutschen Dorf, in dem ich aufwuchs, gab es nur weiße Menschen (abgesehen von Amir, einem afghanischen Jungen, der mit seiner Familie hergezogen war, eine Zeit lang auf dem Bolzplatz alle ausdribbelte, aber dann schnell wieder weg war).

Wann hattest du zum ersten Mal einen Lehrer, der dieselbe Hautfarbe hatte wie du?

An meinem ersten Schultag.

Wann hattest du zum ersten Mal einen Lehrer, der nicht dieselbe Hautfarbe hatte wie du?

Da muss ich erst mal nachdenken, aber die Wahrheit ist, ich habe die Grundschule, das Gymnasium, zwei Universitäten, eine in Deutschland, eine in Frankreich, und eine Journalistenschule besucht und hatte in den zwei Jahrzehnten, die meine Ausbildung dauerte, keinen einzigen nichtweißen Lehrer oder Dozenten.

Wann hast du zum ersten Mal einen Film gesehen, in dem der Hauptdarsteller dieselbe Hautfarbe hatte wie du?

Ich war zu jung, um mich heute daran zu erinnern. Vermutlich war es der erste, den ich je gesehen habe.

Freunde, Liebe, Partys – alles, was Spaß machte, als ich aufwuchs, war weiß. Weil das ganze Leben weiß war. Nicht dass ich das bewusst wahrgenommen oder sogar darüber nachgedacht hätte, es war ja normal. Aber mein Erfahrungsspeicher wuchs trotzdem jedes Mal, wenn ich einen Freund traf, um ein paar Einträge. Einer davon: Freund gleich weiß.

Wenn man rauszoomt, wenn man also statt des kleinen Dorfs das große Land in den Blick nimmt, dann sieht man eigentlich nichts anderes. Wer ist in Deutschland erfolgreich? Wem wird nachgeeifert? Und, vielleicht am wichtigsten, wer hat das Sagen?

Die Bundeskanzlerin: weiß (wie alle ihre Vorgänger).

Die Bundesminister: alle weiß.

Die Ministerpräsidenten: alle weiß.

Der Bundestag: 98 Prozent weiß.

Die Dax-Vorstandsvorsitzenden: alle weiß.

Die wichtigsten Talkmaster: alle weiß.

Die Trainer in der Ersten Bundesliga: alle weiß.

Die *Tatort*- Kommissare: 94 Prozent weiß.

Germany's next Topmodels: 74 Prozent weiß.

Die zehn reichsten Deutschen: alle weiß.

Die Eiskönigin: weiß.

Jesus, Maria, Gott: Sogar sie sind in Deutschland weiß, obwohl das bei Jesus und Maria historisch zweifelhaft ist – und bei Gott würden mir auch ein paar Fragen einfallen.

Kein Wunder, dass unser Elefant irritiert ist, wenn beim Implicit Association Test positive Wörter mit schwarzen Menschen gepaart sind. Er kennt das nicht. Er findet im Erfahrungsspeicher keine Einträge dazu.

Es kommt noch schlimmer: Schwarze Menschen sind nicht nur nicht mit *gut* verknüpft, sondern mit *schlecht.*

Der schwarze Mann. Schwarzfahren. Schwarzsehen. Schwarzmalen. Schwarzarbeiten. Schwarzes Schaf. Schwarzer Peter. Engel sind, na klar, weiß. Der Teufel ist schwarz. Im Himmel ist Licht, in der Hölle herrscht Dunkelheit.

Als ich groß wurde, sah ich zwar auf der Straße keine schwarzen Menschen, dafür aber im Fernsehen. Die Sendungen handelten meist von Flucht, Krieg und Terror.

Einer britischen Kollegin von mir, Reni Eddo-Lodge, ging es zur selben Zeit ähnlich. Anfang der Neunzigerjahre waren auch im englischen Fernsehen die Guten weiß und die Bösen schwarz. Im Alter von vier Jahren, so berichtet sie es in ihrem Buch *Warum ich nicht länger mit Weißen über Hautfarbe spreche,* fragte sie ihre Mutter deshalb, wann sie sich denn endlich in eine Weiße verwandeln werde – sie hielt sich nämlich für einen guten Menschen.

So dominant sind die unbewussten rassistischen Botschaften in westlichen Gesellschaften, dass selbst deren schwarze Mitglieder sie verinnerlichen. Fast die

Hälfte von ihnen zeigt beim IAT Vorurteile gegen Schwarze. Also gewissermaßen gegen sich selbst.

Ich kann verstehen, wenn jetzt jemand sagt: Millisekunden, unbewusste Vorurteile, Elefanten – erklärt dieser ganze Psychokram wirklich die Realität in einer modernen Gesellschaft? Dafür müsste all dies doch unser Verhalten beeinflussen. Und wenn man davon ausgeht, dass es heutzutage in den meisten Situationen am Ende eben doch auf Vernunft und rationale Kontrolle ankommt, dass also ein gut ausgebildeter Reiter seinen Elefanten bald wieder in den Griff kriegt: Wie viel Schaden kann der Elefant in 200 Millisekunden schon anrichten?

In einem mittlerweile berühmten psychologischen Experiment bekamen die Probanden abwechselnd Bilder von Menschen und Gegenständen gezeigt. Die Menschen waren schwarz oder weiß. Die Gegenstände waren Werkzeuge, zum Beispiel eine Zange oder ein Schraubenschlüssel – oder Pistolen. Sobald die Probanden einen Gegenstand sahen, mussten sie innerhalb einer halben Sekunde einen von zwei Knöpfen drücken, Werkzeug oder Pistole. Alle machten Fehler, aber die Teilnehmer hielten, nachdem sie ein schwarzes Gesicht gesehen hatten, das Werkzeug signifikant häufiger für eine Pistole.

Stephon Clark stand, 22 Jahre alt, im Garten seiner Großmutter in Sacramento, als er von Polizisten erschossen wurde. Er hielt ein Telefon in der Hand. Die Beamten sagten, sie hätten gedacht, es sei eine Waffe. Clark war schwarz.

Tamir Rice spielte, 12 Jahre alt, in einem Park in Cleveland mit einer Plastikpistole. Ein Polizist erschoss ihn innerhalb von zwei Sekunden nach seinem Eintreffen. Er hatte sie für echt gehalten. Tamir war schwarz.

Amadou Diallo wurde, 23 Jahre alt, in New York von Polizisten kontrolliert. Er holte sein Portemonnaie aus der Jackentasche. Die Polizisten erschossen ihn. Später sagten sie, sie hätten es für eine Waffe gehalten. Diallo war schwarz.

Wie die Probanden im Experiment entschieden die Polizisten extrem schnell. Gut möglich, dass sie keine bewussten Vorurteile gegenüber Schwarzen hatten, vielleicht waren einige von ihnen überzeugte Antirassisten, einer der Beamten war

sogar selbst schwarz. Nur spielte das im entscheidenden Moment keine Rolle. Der Elefant war zu schnell.

Es geht nicht immer gleich um Leben oder Tod. Es fängt scheinbar ganz harmlos an. Habe ich unbewusste Vorurteile gegen Schwarze, werde ich weniger lächeln, wenn ich einen von ihnen treffe. Ich werde seltener Augenkontakt suchen, häufiger blinzeln, verhaltener über seine Witze lachen und mit höherer Wahrscheinlichkeit meine Arme vor der Brust verschränken, statt eine Körperhaltung einzunehmen, die Offenheit signalisiert. In Situationen, in denen der erste Eindruck zählt, kann all das einen riesigen Unterschied bedeuten.

Die Harvard-Professorin Mahzarin Banaji sagt, ein Arzt, der einem Patienten seltener in die Augen schaut, werde unter Umständen weniger Mitgefühl mit ihm empfinden. Ein Richter könne noch so genau die Akten studieren, er werde vermutlich solchen Aussagen mehr Aufmerksamkeit schenken, die seinen unbewussten Vorurteilen entsprechen, und sein Urteil danach ausrichten.

Natürlich lässt sich nicht jeder Arzt, jeder Richter oder jeder weiße Chef, der einen schwarzen Bewerber zum Kennenlerngespräch trifft, von seinem Elefanten beherrschen. Aber oft genug geschieht es eben doch.

So viele Menschen haben in den USA mittlerweile den Implicit Association Test gemacht, dass Forscher die Ergebnisse auf einzelne Landkreise und Stadtbezirke herunterrechnen können. Dort, wo die unbewussten Vorurteile besonders virulent sind, treten nicht nur mehr Fälle tödlicher Polizeigewalt gegen Schwarze auf. Dort geht auch der soziale Aufstieg schwarzer Bürger langsamer voran, werden im Vergleich zu weißen besonders viele schwarze Frühchen geboren und besonders viele schwarze Kinder von der Schule verwiesen.

Millionen Ärztinnen, Immobilienmakler, Autohändlerinnen, Chefs, Polizisten, Staatsanwältinnen und Richter. Sie alle treffen jeden Tag Entscheidungen, die das System des Rassismus aufrechterhalten. Heißt das, sie alle sind Rassisten?

Mahzarin Banaji sagt: Nein. Sie wüssten ja nichts von ihren Vorurteilen, sie hätten sich nicht bewusst entschieden, Rassisten zu sein.

Viele Anti-Rassismus-Aktivisten sehen es anders. Die deutsche Autorin Tupoka Ogette zum Beispiel schreibt: »Wenn ich Dir mit einem Auto über den Fuß rolle und diesen dabei breche, verändert sich der Grad Deiner Fußverletzung dann gemessen daran, ob ich es bewusst oder unbewusst gemacht habe?« Die Absicht ist egal, soll das heißen, es geht ums Ergebnis. Folgt man diesem Argument, dann gibt es, grob gesagt, drei Arten von Rassisten.

Die Unbelehrbaren. Das sind die Menschen, die offen hassen, hetzen, töten. Neonazis zum Beispiel. Und wann hat eigentlich ein Polizist zuletzt sein Knie knapp neun Minuten lang in den Nacken eines Weißen gepresst, während dieser mehr als 20 Mal sagte, er könne nicht atmen?

Die Verheimlicher. Also die Menschen, die ihren Glauben an die Überlegenheit der Weißen hinter einer Fassade der Harmlosigkeit verstecken.

Schließlich die Wohlmeinenden. Dazu gehören Mahzarin Banaji und die allermeisten anderen. Ich habe mich gefragt, ob es wirklich sinnvoll ist, solche Menschen als Rassisten zu bezeichnen. Ob der Begriff dadurch nicht jegliche Trennschärfe verliert. Inzwischen denke ich: Er gewinnt an Trennschärfe, indem er jene ins Licht rückt, die Teil des Problems sind, ohne es zu ahnen. Jene in der Mitte der Gesellschaft, die sich, wenn sie in Deutschland leben, gegen Neonazis und die Facebook-Hetzer von der AfD aussprechen und finden, damit hätten sie genug getan.

Natürlich ist es wichtig, Rechtsradikale zu bekämpfen, sehr sogar, aber es reicht nicht. Eine gesellschaftliche Mitte, die den Rassismus besiegen will, darf nicht nur auf die Ränder zeigen. Sie muss sich selbst hinterfragen.

Bill Clinton versuchte es damals mit rationalen Argumenten, DNA, Basenpaare, 99,9 Prozent. Er richtete sich an die Reiter seiner Zuhörer. Nur waren die gar nicht das Problem, die meisten hatten es längst verstanden. Das Problem war, dass sie ihre Elefanten nicht in den Griff bekamen.

Mahzarin Banaji hatte mal einen Studenten, der jeden Tag den IAT machte, um sich zu verbessern. Die Resultate blieben gleich. Bis der Student eines Tages deutlich besser abschnitt. Am Vormittag hatte er die Leichtathletik-Wettbewerbe der Olympischen Spiele angeschaut. Ein paar Stunden lang hatte er Bilder gesehen von

schwarzen Menschen, die gewannen. Von weißen Menschen, die verloren. Das reichte.

Eine Studentin von Banaji hatte einige Jahre später eine Idee. Bevor sie Probanden den Test machen ließ, zeigte sie einigen von ihnen Fotos von schwarzen Helden, Martin Luther King, Michael Jordan, Eddie Murphy, und Fotos von weißen Antihelden, zum Beispiel von Serienkillern wie Ted Bundy und Charles Manson. Die Menschen, die die Fotos gesehen hatten, zeigten daraufhin messbar weniger Vorurteile gegen Schwarze. Nach einer Woche war der Effekt allerdings wieder verschwunden, sagt Banaji. In der Zwischenzeit hatte der amerikanische Alltag das Gelernte begraben unter *Weiß ist gut*- und *Schwarz ist schlecht*- Erfahrungen.

Hätte ich selbst den IAT als Teenager absolviert, wäre das Ergebnis nicht sehr schmeichelhaft für mich gewesen, da bin ich sicher. Als ich ihn dann aber 2018 zum ersten Mal machte, bekam ich das Ergebnis: Keine Vorurteile, weder gegen Schwarze noch gegen Weiße. Ich war ein bisschen stolz, aber auch überrascht. Inzwischen lebe ich zwar nicht mehr im Dorf, sondern in einem sehr diversen Viertel Hamburgs, doch meine Familie, meine besten Freunde, meine engsten Kollegen sind alle weiß. Ich hatte auch keine Leichtathletik geschaut, bevor ich mich an den Computer setzte und die IAT-Website öffnete. Aber dann fiel mir ein, dass ich in den Monaten zuvor für Recherchen häufig in Afrika gewesen war. Wochenlang hatte ich dort ausschließlich mit schwarzen Menschen zu tun gehabt, mit erfolgreichen, netten, schlauen. Vielleicht hat das mein Ergebnis beeinflusst.

Ja, es ist schrecklich, dass die Art von Diskriminierung, um die es in diesem Artikel geht, so weitverbreitet ist. Die gute Nachricht lautet, man kann etwas dagegen tun. Ich habe Rassismus immer für eine Entweder-oder-Sache gehalten: Entweder bist du ein unverbesserlicher Rassist, oder du bist es nicht. Im Fall der Unbelehrbaren und der Verheimlicher stimmt das auch. Alle anderen können ihre Offenheit gegenüber Menschen, die anders aussehen als sie selbst, aufbauen wie einen Muskel.

Eine große Trainingshilfe wäre es, wenn endlich mehr nichtweiße Menschen in öffentlich sichtbare Positionen aufrücken würden. In Talkshows erklären schwarze Politikerinnen ihre Pläne für den Ausbau der digitalen Infrastruktur. In Kitas geben

schwarze Polizisten Verkehrsunterricht. Schwarze Geschichtslehrerinnen erzählen Schülern vom Fall der Berliner Mauer, schwarze Wissenschaftler sitzen auf Podien und erläutern die Fortschritte im Kampf gegen den Krebs, schwarze Firmenchefinnen verkünden Bilanzzahlen.

Der Anfang ist ja schon gemacht.

Die Trainer in der Ersten Bundesliga sind zwar alle weiß. Aber in der Zweiten Bundesliga, beim Hamburger SV, ist Daniel Thioune der Coach.

Die Parlamente sind sehr weiß. Aber im schleswig-holsteinischen Landtag ist Aminata Touré Vizepräsidentin.

Im *Tatort* ermitteln fast nur weiße Kommissare. In Göttingen aber eben auch Anaïs Schmitz, gespielt von Florence Kasumba.

Germany's aktuelles Topmodel ist weiß. Aber in der Vergangenheit gewannen auch: Sara Nuru, Alisar Ailabouni, Toni Dreher-Adenuga, Lovelyn Enebechi.

Wo sich Deutschland befindet auf dem Kontinuum zwischen Reicht-doch-schon und Längst-noch-nicht-genug, mag jeder für sich selbst beantworten. Eines aber lässt sich nicht bestreiten. Jedes Mal, wenn Anaïs Schmitz einen Mörder fasst, jedes Mal, wenn der HSV trifft und die Kamera auf den jubelnden Trainer schwenkt, jedes Mal, wenn Aminata Touré eine Rede im Plenum hält, jedes Mal, wenn Sara Nuru, Alisar Ailabouni, Toni Dreher-Adenuga und Lovelyn Enebechi von der Titelseite irgendeiner Illustrierten lächeln, werden überall in Deutschland Gehirne unbewusst Verbindungen abspeichern: *Schwarz* gleich *smart. Schwarz* gleich *erfolgreich. Schwarz* gleich *schön.*

Schwarz gleich deutsch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Präsident und wir

Einst ehrte Joachim Gauck uns Migrantenkinder mit einer Einladung. Nun wirbt er für »erweiterte Toleranz« nach rechts

Von Alice Bota, Khuê Pham und Özlem Topçu, DIE ZEIT, 19.03.2020

Vor einiger Zeit begann der frühere Bundespräsident Joachim Gauck mit Lesungen und Interviews zu seinem jüngsten Buch *Toleranz. Einfach schwer*. Gauck wirbt darin, kurz gesagt, um mehr Verständnis für die Wählerschaft auf der rechten Seite des politischen Spektrums. Auch nach den rechtsextremen Morden von Hanau ließ Gauck keinen Sinneswandel erkennen. Uns fiel dazu ein Abend im März 2014 im Schloss Bellevue ein.

Der Bundespräsident hatte zu einem »musikalisch-literarischen Abend« eingeladen, um die Vielfalt im Land zu feiern. Es kamen begnadete Musikerinnen aus Indonesien, ein türkisch-bayerisches Blasorchester und viele andere, die irgendetwas Interessantes, Wichtiges oder Lustiges konnten und keine deutschen Namen hatten. Wir drei hatten ein Buch geschrieben, *Wir neuen Deutschen*. Darin erklärten wir, Kinder von Migranten aus Polen, Vietnam und der Türkei, unser kompliziertes Verhältnis zu Deutschland. Es ging um unser Leben hier, unser Selbstverständnis als deutsche Kinder ausländischer Eltern und um die Wut darüber, dass sich die Bundesrepublik so schwer damit tut, ein Einwanderungsland zu sein. An diesem Abend sollten wir aus unserem Buch vorlesen.

Als wir in der Garderobe saßen, fühlten wir uns kurz wie bei »Deutschland sucht den Supermigranten« – lauter Migranten würden einer deutschen Elite gleich auf der Bühne ihre Fertigkeiten vorführen. Diesen Gedanken verscheuchten wir schnell.

Wir spürten an diesem Abend eine seltsame Genugtuung. So, als ob sich alle Anstrengungen unserer Leben plötzlich ausgezahlt hätten. Dabei ging es nicht um uns

allein. Es ging auch um unsere Eltern. Sie waren ebenfalls unter den Gästen dieses Abends. Ihnen hatten wir das Buch gewidmet, für die erlittenen Demütigungen, die Härten und für ihre Mühen, in diesem Land anzukommen. Oder: uns ankommen zu lassen. Denn obwohl unsere Eltern aus den unterschiedlichsten Ländern stammten, obwohl die einen in der Fabrik arbeiteten und die anderen Akademiker waren, ähnelten sich die Sätze, mit denen sie uns in Deutschland großzogen: Du musst es den anderen zeigen. Du musst mehr leisten als die Deutschen. Mach uns keine Schande.

Deutschland hatte es unseren Eltern schwer gemacht, ihr Akzent würde immer ihre Herkunft verraten, ganz gleich, wie lange sie hier lebten und arbeiteten. Nun schüttelten sie dem Bundespräsidenten die Hand. Sie waren aus dem Vietnamkrieg, dem grauen Sozialismus Polens, der Armut in der Türkei aufgebrochen und an diesem Abend im Schloss Bellevue angekommen.

Von diesem Abend gibt es ein Foto. Wir drei stehen da mit einem verlegenen Lächeln neben dem Bundespräsidenten und seiner Lebensgefährtin Daniela Schadt, hinter uns die Deutschlandfahne. Jede von uns hat es bei sich im Büro oder bei den Eltern daheim aufgehängt.

Einige Zeit später erwähnte uns Joachim Gauck in seiner Rede, als er zum 65. Jahrestag des Grundgesetzes Menschen einbürgerte. »Vor ein paar Wochen saßen hier auf der Bühne im Schloss Bellevue drei Journalistinnen, junge Frauen mit polnischen, vietnamesischen und türkischen Familiengeschichten, allesamt – wie es so schön heißt – bestens integriert«, sagte er und zitierte dann aus unserem Buch. »Sie sprachen von ihrem Verhältnis zu Deutschland, von zwiespältigen Emotionen: ›Wut, weil wir das Gefühl haben, außen vor zu bleiben; weil es ein deutsches ›Wir‹ gibt, das uns ausgrenzt. Und Stolz, weil wir irgendwann beschlossen haben, unsere eigene Identität zu betonen.‹ Solche Worte treffen mich natürlich, sie freuen mich aber auch.« Gauck appellierte, dass es keine Einteilung mehr in »wir« und »ihr« geben dürfe. Er schien unsere Botschaft verstanden zu haben; mehr noch: Er schien sie zu teilen.

Wir waren überrascht. Vielleicht, dachten wir, braucht es Bücher wie unseres, die von der Wut der Eingewanderten und ihrer Kinder handeln, gar nicht mehr. Vielleicht ist Deutschland auf dem richtigen Weg, tatsächlich bereit, sich als

Einwanderungsland zu begreifen. Neue Deutsche und alteingesessene Deutsche würden endlich zusammenfinden.

Dann kam Pegida, dann zog die AfD in die Parlamente ein, dann erschoss ein Neonazi den Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke, dann erschoss ein Rechtsextremist zwei Menschen in Halle, dann erschoss ein anderer in Hanau zehn Menschen und sich selbst, die meisten Opfer waren Muslime. Wöchentlich erschienen Meldungen über rechtsextreme Polizisten und Soldaten. Diese Aufzählung ist nicht vollständig und wird ständig länger. Es ist schwer, derzeit den Überblick zu behalten. Uns beschlich das Gefühl, dass Deutschland sich der Einwanderungsgesellschaft nicht zuwandte. Viele Menschen schienen sich eher davon abzuwenden. Die Radikalsten griffen zu Hetze, Gewalt und Mord. Der große Rest vergisst schnell, wenn die Mahnwachen vorbei und die Kerzen erloschen sind. Wir erkannten dieses Land nicht wieder.

Inmitten dieser Entwicklungen gab Joachim Gauck der *Bild* -Zeitung ein Interview. Es ging um Heimat. Gauck sagte, er finde es nicht hinnehmbar, dass Menschen, die seit Jahrzehnten in Deutschland lebten, sich nicht auf Deutsch unterhalten könnten. Wir dachten an unsere Eltern. Sie sprechen nicht alle gut Deutsch. Wer sein Leben lang in der Fabrik malocht hat, hatte keine Zeit, Deutschkurse zu besuchen. Es gab damals auch keine. Warum auch? Der deutsche Staat wollte nicht, dass diese Arbeiter blieben, und sie wollten es oft auch nicht. Aber Joachim Gauck hatte einigen von ihnen an jenem Abend im Schloss Bellevue die Hand geschüttelt, ein paar nette Worte gefunden und ihnen gratuliert. Nun bemühte er sich um eine Klartext-Sprache, mit der er besorgte Wähler abholen wollte.

Ein Jahr später veröffentlichte er sein Buch, in dem er dafür plädiert, nicht jeden, der konservativ denkt oder die AfD wählt, in die rechtsextreme Ecke zu drängen und aus der gesellschaftlichen Diskussion auszuschließen. Nicht jeder wolle ein Weltbürger sein. Manche Menschen wollten eine möglichst einheitliche Gesellschaft. Es seien Menschen mit einem Hang zum Autoritären, und sie sollten bei der Suche nach politischen Lösungen berücksichtigt werden, schreibt Gauck. In einer Demokratie solle man die Diskussion mit diesen Bürgern suchen – und eben die Toleranz nach rechts erweitern.

Seither reist der frühere Bundespräsident mit seinen Thesen durch Deutschland. Auf einer Lesung war eine von uns Moderatorin. Nach der Einführung seines Themas fragte sie ihn auf der Bühne, ob er verstehen könne, dass der Satz über die mangelnden Deutschkenntnisse von Migranten, die nicht hinnehmbar seien, wehtue. Dass er mit diesem einen Satz Tausende von Biografien, Tausende Erzählungen von Leistungen und Opfern in Deutschland entwerte.

Gauck gab sich überrascht. Dachte nach. Und sagte sinngemäß, er bedaure die Wortwahl. Es schien ehrlich. Vielleicht hatte er sich ja wirklich verrannt. Vielleicht meinte er es tatsächlich nicht so. Vielleicht hatte er sich von der Panik anstecken lassen, die die deutsche Politik erfasst hat und die seither um die immer gleiche Frage kreist: Wie gewinnt man die Wähler der AfD zurück? Die sogenannten enttäuschten und besorgten Bürger?

Am 28. Februar dieses Jahres, neun Tage nach den Morden von Hanau, wiederholte Joachim Gauck seine Worte. »Auch gegenüber rechts braucht es eine erweiterte Toleranz«, sagte Gauck im Rahmen einer Lesung. Er hatte sich nicht verrannt. Er meinte das mit der Toleranz nach rechts schon so, wie er es sagte. Nur hatte er nicht darüber nachgedacht, dass auch die Kinder der Migranten diese Worte hören, sie sich zu Herzen nehmen würden.

Wir halten Joachim Gauck natürlich nicht für einen Rassisten, Populisten oder opportunistischen Redner. Wir verstehen sogar, was er mit der Erweiterung der Toleranz meint: Er will zwischen denen unterscheiden, die eine menschenverachtende Ideologie verbreiten, und solchen, die die AfD wählen. Joachim Gauck bemüht sich um eine rote Linie. Das Problem ist, dass sie uns nicht sehr überzeugend erscheint. Auch wenn es schmerzt: Vielleicht wählen in manchen Bundesländern 25 Prozent der Wähler die AfD nicht, obwohl sie rassistische Ideen propagiert, sondern gerade deshalb. Oder, um es im Klartext-Sprech zu sagen: Wer Faschisten wie Björn Höcke wählt, der unterstützt sie auch. Die vergangenen Jahre haben gezeigt, dass jede Annäherung und jede Relativierung die AfD nur radikaler macht. Je mehr man ihrer Weltsicht Raum gibt, desto vergifteter wird die politische Auseinandersetzung. Vielleicht ist es ja ganz einfach: Der besorgte Bürger kann oder will ohne seine Sorgen gar nicht leben. Er will daran festhalten, ganz gleich, wie sehr man darauf eingeht.

Wir hatten gehofft, dass die Zeiten von »wir« und »ihr« irgendwann vorbeigehen würden. Doch mit seiner Toleranz nach rechts zieht Joachim Gauck eine Grenze, durch die wir neuen Deutschen wieder außen vor sind. Zurückgeworfen auf die Zeit vor dem Foto. Fremde im eigenen Land. Wäre er ein rechter oder populistischer Politiker gewesen, hätte uns das nicht groß überrascht. Bei ihm aber enttäuscht es uns. Er gehört als ehemaliger Bundespräsident zu jenen, die für Orientierung sorgen könnten. Stattdessen verkörpert er nun den mäandernden Bürgerlichen, der vor lauter Verständnis für die nach rechts Abgedrifteten zu vergessen scheint, dass es in diesem Land Migranten gibt und ihre Kinder.

Was den mäandernden Bürgerlichen fehlt, ist eine klare Haltung. Und Mut. Schwer vorstellbar, dass sich heute ein Vertreter des bürgerlichen Lagers trauen würde, einen Satz wie »Der Islam gehört zu Deutschland« zu sagen. Oder: »Wir schaffen das.« Vielen Verantwortlichen scheint es sicherer, sich hinter Worten wie »Kontrollverlust« und »Flüchtlingswelle« wegzuducken. Dabei übersehen sie, wie sehr die Rechten es geschafft haben, mit ihrem Vokabular unsere Alltagssprache zu durchdringen.

Der Rassismus gehört zu dieser Gesellschaft. Man kann das beklagen, ändern kann man es auf absehbare Zeit wohl nicht. Man kann diesen Rassismus jedoch eindämmen, ihn einhegen und kontrollieren. Aber das funktioniert nur, wenn die bürgerliche Elite nicht mäandert, sondern sich einer Spaltung der Gesellschaft in ein »Wir« und ein »Ihr« entgegenstellt, mit einer klaren Haltung und Sprache. Wenn sie sich nicht verführen lässt, gleich »Aber die Islamisten!«, »Aber die Kopftücher!«, »Aber die Linken!« zu rufen und damit Angriffe auf Minderheiten zu relativieren. Die Mehrheit der Gesellschaft darf es nicht dulden, dass anders Glaubende, anders Lebende verächtlich gemacht, bedroht oder angegriffen werden.

Wir haben in unserem Buch um den richtigen Ton gerungen, wollten unsere Wut verständlich machen. Doch längst gibt es neue Generationen von Einwandererkindern und -enkeln, gut ausgebildet, selbstbewusst und unversöhnlich, die nicht mehr verhandeln wollen. Die aus Ärger und Enttäuschung ihre eigenen, neuen Grenzen zu den »Almans« ziehen. Was ist mit ihren Sorgen? Wie gewinnt man sie zurück?

Das Foto von unserem Abend im Schloss Bellevue wird bleiben. Es ist wie ein Souvenir einer vergangenen Ära, in der wir für einen kurzen Augenblick annahmen, dass wir und dieses Land endlich zusammengefunden hatten. Wir hatten uns in den Gedanken verliebt, dass dieser bezaubernde, mit den Eltern scherzende Bundespräsident stellvertretend für die deutsche Elite ein anderes, neues Deutschland verkörperte. Rückblickend nehmen wir an, dass der Abend für Joachim Gauck bestimmt interessant, anregend und »bunt« gewesen sein muss. Wir schauen nun mit anderen Augen auf diesen Abend. Waren wir doch nur Teil eines Migrantenstadls? Oder ist unsere Botschaft damals zwar angekommen, hat sich aber ebenso schnell wieder verflüchtigt?

Acht Jahre nach Erscheinen unseres Buches haben wir und viele andere Deutsche mit ausländischen Wurzeln mehr zu verteidigen als zuvor. Es geht nicht mehr allein um die Anerkennung einer anderen Art von Deutschsein. Es geht inzwischen um eine existenzielle Frage: Bin ich, mit meinem Namen, mit meiner Hautfarbe, in diesem Land eigentlich noch sicher?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gegen die CSU hilft nur Ironie

Markus Söder verkörpert die CSU gegenwärtig wie niemand anderer, in all ihren Widersprüchen. Ihn als Journalist zu begleiten, ist oft ein sportlicher Wettkampf. Und am Ende gibt es nur ein Mittel der Gegenwehr.

Von Roman Deininger, Süddeutsche Zeitung, 20.07.2020

Die erste journalistische Begegnung mit Markus Söder dürfte knapp zwanzig Jahre her sein, und im Rückblick könnte man sie für ein Versprechen halten. Söder, damals Bayern-Chef der Jungen Union, war zu Gast in Ingolstadt, in einem Saal voller Parteifreunde. Schüttet euer Herz aus, sagte Söder zu den Leuten, er bitte um Anregungen, Vorschläge, Kritik. Jeden kleinen Zuruf aus dem Publikum notierte er mit großer Geste auf einem weißen Blatt Papier: Jawohl, kümmere mich! Hochinteressant! Rede gleich mit dem Edmund! Irgendwann faltete Söder das Blatt, riss es sorgsam in zwei Teile, dann in vier. Diese zerrupfte er schließlich in winzige Fitzel. Als er ging, blieb auf dem Tisch ein Hügelchen aus Papier zurück.

Der junge Reporter ahnte damals noch nicht, dass er eines Tages für die Süddeutsche Zeitung arbeiten und mit der Berichterstattung über diesen Söder betraut und ein bisschen auch geschlagen sein würde. Die Vorstellung, dass Söder Ministerpräsident werden könnte, war vor zwanzig Jahren gleichermaßen grotesk wie einleuchtend. Grotesk, weil selbst CSU-Leute bei Journalisten Schlange standen, um diesem rücksichtslosen Ehrgeizling die charakterliche Eignung für jedwede politische Betätigung abzusprechen. Einleuchtend, weil Söder eine beeindruckende Art Nürnberger Vorstadtcharisma mitbrachte, die auch bei der Veranstaltung in Ingolstadt gut ankam. Für viele Zuhörer dort war Söder nicht der Mann, der achtlos seinen Notizzettel zerreißt. Sondern der Mann, der sich offenbar alles merken kann.

Die CSU ist eine bayerische Realität, der man sich als Journalist stellen muss, ein schwarzer Koloss, an dem sich schon Generationen von großartigen Kollegen abgearbeitet haben. Im allerersten Zeitungspraktikum des Reporters

beim Donaukurier in Ingolstadt verging kaum eine Woche, bis er zu einer CSU-Versammlung entsandt wurde. Dort freute er sich über die herzliche Begrüßung gleich nach dem Pfarrer und über das ehrliche, aber erfolglose Bemühen des Ortsvorsitzenden, ihn zu siezen. Mit auf den Weg bekam er die aktuelle Ausgabe des Bayernkuriers und den Zuruf, er solle bitteschön "was Gscheits schreiben" - eine Herausforderung, der er sich bis heute mit ehrlichem, aber erfolglosem Bemühen stellt.

Was ist was Gscheits? Da gehen die Meinungen auseinander. In der Nacht nach der Landtagswahl 2008, bei der die CSU erstmals seit 1957 die absolute Mehrheit verloren hatte, stand der Reporter um zwei Uhr morgens am Pissoir einer Kneipe am Sendlinger Tor in München, als ein CSU-Mann ihn von der Seite anblaffte: "Habt's es jetzt endlich gschafft? Habt's uns endlich runtergschrieben?" Der Reporter war damals SZ-Volontär und als solcher außerstande, irgendwen rauf-, geschweige denn runterzuschreiben, aber die Wut des CSU-Mannes war so groß, dass selbst für eine Nachwuchskraft noch ein bisschen übrig war.

Die CSU geriert sich als bayerische Staatspartei, sie tut so, als hätte Strauß die Alpen persönlich aufgefaltet, Stoiber den Chiemsee ausgehoben und Söder die Nürnberger Burg gebaut (er hat ihre Sanierung betrieben, immerhin). Das ist eine Anmaßung, aber schon auch eine Einladung an Journalisten. Einer Partei, die so lange so sehr dominiert, muss man besonders genau auf die Finger schauen. Markus Söder verkörpert diese CSU gegenwärtig wie niemand anderer, in all ihren Widersprüchen: Er ist ein Kraftlackel und zugleich sehr verletzlich, er ist hier mal konservativ und dort mal liberal, er ist ganz alte Schule, aber bei Instagram.
Von normalen Menschen wird man bisweilen gefragt, ob man denn als journalistischer Söder-Betreuer ein besonderes Wohlwollen für das Objekt der Berichterstattung mitbringen müsse. Nein, muss man nicht. Darf man nicht. Man sollte allerdings auch keine allzu ausgeprägte Antipathie haben. Das wäre weder einer fairen Berichterstattung zuträglich noch dem eigenen Seelenheil.

Andere wiederum glauben, die Kernaufgabe des Söder-Berichterstatters sei es, Belastungsmaterial für eine Anklage zu sammeln. Aber wer immer nur darauf achtet, was einer falsch macht, darf nur auf geringen Erkenntnisgewinn hoffen. Man muss sich auf einen Politiker schon einlassen und ihn zu verstehen versuchen -

selbst, wenn der Politiker Söder heißt. Und wenn man nicht gerade einen Kommentar schreibt, überlässt man das Urteil am besten eh dem Leser. Allen recht machen kann man es sowieso nicht. Das weiß der Reporter spätestens seit jenem Abend, an dem er mit gleich zwei Lesern zu ringen hatte, die ihr Abo wegen desselben Artikels über den Corona-Krisenmanager Söder kündigen wollten - dem einen war er zu freundlich, dem anderen zu böse.

Von Journalistenkollegen aus Berlin wird man als Münchner CSU-Reporter ebenso bemitleidet wie beneidet, weil man tagtäglich über diese unverschämten, größenwahnsinnigen, dialektinfizierten Alpenseppeln schreiben müsse. Manchmal erkundigt sich auch irgendwer vorwurfsvoll, was "dein Söder" hier wieder gesagt oder "dein Seehofer" dort wieder getan habe. Jedes Mal muss man sich aufs Neue gegen diese Art von bayerischer Kollektivschuld verwahren.

Es hat sich aber einiges geändert, seit laut Umfragen mehr als neunzig Prozent der Bayern auf den Trichter gekommen sind, sich von niemand anderem als Markus Söder durch das Corona-Tal führen zu lassen. Wenn man früher erzählte, auch in der SZ-Redaktion, man gehe jetzt zu einem Termin, bei dem Söder - nur beispielsweise - die Patenschaft für einen Bernhardiner übernimmt, schauten einen alle an, als hätte man gesagt, man gehe zum Zahnarzt, Wurzelbehandlung. Wenn man heute von einem solchen Söder-Termin erzählt (wobei kaum noch patenlose Bernhardiner übrig sind), gucken die meisten interessiert und aufgeschlossen und sagen, dass der Söder sich ja enorm gewandelt habe und verglichen mit den anderen Laschis wohl auch ein ordentlicher Kanzler wäre.

Der Reporter hat es aufgegeben, den Leuten zu erklären, dass der Kelch einer Söder-Kanzlerschaft mit einiger Wahrscheinlichkeit an der Nation vorübergehen wird , zumindest im Jahr 2021. Was die Wandlung betrifft, haben die Leute natürlich recht, doch gewandelt hat sich nicht nur Söder selbst, sondern auch der Blick auf ihn. Söder war schon immer ein herausragender politischer Handwerker, was eine breite Öffentlichkeit bloß lange nicht gemerkt hat, weil viele Söder-Analysen sich in der Feststellung seiner absoluten Fürchterlichkeit erschöpften. Das gestattet Söder das seltene Privileg, mit 53 Jahren neu entdeckt zu werden. Als er vergangenen Herbst für seine Rede beim CDU-Parteitag beinahe frenetisch gefeiert wurde,

wunderten sich Münchner Söder-Kenner aller Blätter, wie seine fünf Jahre alten Sprüche und Witzchen solche Begeisterung auslösen konnten.

Heute ist es jedenfalls die nobelste Pflicht des Söder-Korrespondenten, das wachsende Auskunftsbedürfnis zu befriedigen. Manche Leute fragen einen nach Söder, wie sie einen Tierpfleger im Zoo Hellabrunn nach einem Panda fragen würden: Wie weich ist das Fell? Braucht er viel Schlaf? Isst er auch gut? Ja, er isst gut, da kann man den Bundesbürgern alle Sorge nehmen. Selbst Kritiker geben zu, dass er als Ministerpräsident deutlich an Statur gewonnen hat. Der Mann vertilgt einen Cheeseburger schneller, als Armin Laschet "Fleischfabrik Tönnies" sagen kann. Einmal saß der Reporter - so wenig Slimfit-Journalist wie Söder Slimfit-Politiker - mit ihm in einem fränkischen Gasthof, wo Söder Schwierigkeiten hatte, sich zwischen Gans und Schäufele zu entscheiden. Er bestellte beides. Gans und Schäufele, zwei Klöße, für den Reporter ist das seither der "Söder-Teller".

Das Verhältnis zu Politikern ist für Journalisten immer ein Balanceakt zwischen Nähe und Distanz: ohne Nähe keine Information, ohne Distanz keine Objektivität. Bei der CSU ist die Sache besonders komplex, weil sowohl Anziehung als auch Abstoßung ziemlich ausgeprägt sind. Der Corona-Krisenmanager Söder braucht Journalisten, damit sie darüber berichten, wie er in einer Logistikhalle bei München Berge von Klopapier inspiziert . Die Journalisten brauchen Söder, um ihm in geilen Texten vorwerfen zu können, wie plump die Nummer mit dem Klopapier ist.

Söder gewährt Journalisten viel freimütiger Nähe als andere Politiker. Sogar jetzt als bayerischer Ministerpräsident ist er leichter greifbar als der ein oder andere Oppositionspolitiker. Söder war ja selbst mal kurzzeitig Redakteur beim Bayerischen Rundfunk, er weiß, dass in der Nähe für ihn mehr Chance liegt als Gefahr. Dass mit einem Foto vor einem Klopapierberg viel gewonnen ist und mit ein paar Journalisten-Glossen zu eben jenem Foto wenig verloren. Im Gespräch hat Söder gewöhnlich einige kunstvoll vorgefertigte Wortschnitzereien parat, sagen wir: "Corona ist ein Charaktertest für die Gesellschaft." Er wiederholt das Schlüsselwort, das er in der Zeitung wiederfinden will, dann so lange, Charaktertest, Charaktertest, bis der Journalist, Charaktertest, das Wort in seinen Block schreibt. Erst dann lässt Söder von seinem Opfer ab. Angesichts eines Profis wie Söder muss man sich

immer wieder bewusst machen, dass die Zuwendung, die man von ihm erfährt, vielleicht gar nicht der eigenen hochspannenden Persönlichkeit geschuldet ist, sondern dem Einfluss der Zeitung, für die man arbeitet.

Die besondere Leidenschaft für die Pressebespaßung teilt Söder übrigens mit seinem Vorgänger und speziellen Parteifreund Horst Seehofer, der ebenfalls keine Möglichkeit ungenutzt ließ, Journalisten noch schnell ein paar Botschaften einzuimpfen. Seehofer leitete einen Plausch mit dem Reporter einmal mit der Warnung ein, er habe leider nur fünf Minuten Zeit, daheim in Ingolstadt warte seine Frau. Als der Reporter dann nach einer halben Stunde einwarf, dass seine wichtigsten Fragen jetzt wirklich beantwortet seien, sagte Seehofer, es gebe keinen Grund, ungemütlich zu werden.

Die Wahrheit ist, dass der Balanceakt zwischen Nähe und Distanz auch mal zu einem Absturz führt. Einmal war der Reporter mit Söder - damals noch bayerischer Finanzminister - bei einem McDonald's an der Autobahn verabredet. Söder traf schneller ein, weil er mit einer bayerischen Qualitätslimousine unterwegs war und nicht mit einem alten Škoda Fabia. Als der Reporter das Lokal betrat, stand Söder schon an der Theke beim Bestellen, drehte sich um und rief über die anderen Gäste hinweg: "Für Sie auch Gitter-Pommes?" Der Reporter gibt hiermit zu, dass es schwer bis unmöglich war, in dieser Sekunde einen Rest von Souveränität zu wahren.

Die Welt, in der sich Journalisten und Politiker bewegen, ist klein, und in München ist sie verglichen mit Berlin noch viel kleiner. Man trifft Söder und Konsorten im Foyer der CSU-Zentrale an der Autobahn, im Steinernen Saal des Landtags und - wenn gerade kein Virus wütet - bei diversen Sommerfesten. Wenn Landtagsabgeordnete mal "ganz vertraulich" reden wollen, schlagen sie stets das gleiche Hotel-Café hinterm Landtag vor, wo dann gewährleistet ist, dass die vertrauliche Unterredung unter den Augen eines Dutzends Kollegen stattfindet.

Nie dabei sein dürfen Journalisten blöderweise, wenn es in Söders Kabinett oder im Parteivorstand hinter verschlossenen Türen ernst wird. Dramatische Runden, die sich bis in die Nacht ziehen, waren eine Spezialität der Seehofer-CSU - den Journalisten blieb dann nichts anderes übrig, als die Vorstandsmitglieder stundenlang vor den Türen des Sitzungssaals zu belagern. Einziger echter Profiteur

dieser Zwangslage war die Aral-Tankstelle gegenüber der CSU-Zentrale, in der sich die Reporter mit koffeinhaltigen Getränken eindeckten. Ansonsten konnte man nur im Presseraum herumlümmeln und warten, bis endlich irgendein mitteilsamer Teilnehmer eine SMS mit ersten Informationen aus der Sitzung schickte.

Die Versorgungslage mit Indiskretionen ist in der CSU grundsätzlich gut, wobei sie in der Spätphase der Ära Seehofer naturgemäß besser war als nun in der Frühphase der Ära Söder. Am Anfang herrscht in einer Regierung einfach noch eine gewisse Disziplin, die dann mit den Jahren erodiert, was ehedem Franz Josef Strauß zu der Klage verleitete, die CSU leide an einem "Durchfall des Maules". Was soll man sagen: Es ist noch kein Impfstoff gefunden. Die Strauß'sche Wortschöpfung ist freilich arg unvorteilhaft: Klar, manche reden zur Eigen-PR, aber viele auch aus der Überzeugung, dass die Öffentlichkeit ein Recht auf Information hat.

Mit Politikern ist es eben wie mit allen Menschen: Einige mag man mehr, andere mag man weniger. Die Herausforderung für den Reporter ist es, sich in seinen Urteilen in keinem Fall davon leiten zu lassen. Die Erfahrung zeigt jedenfalls, dass kaum ein Politiker in der persönlichen Begegnung tatsächlich so grauenvoll ist, wie einige auf Twitter vermuten. Sympathisch an Söder ist zum Beispiel, dass er - der ja sogar die Familienhunde für seine Inszenierungen zwangsverpflichtet - seine Frau und seine Kinder konsequent aus der Öffentlichkeit hält. Letztlich hängt die Chemie zwischen einem Journalisten und einem Politiker immer auch von gemeinsamen Erfahrungen und Interessen ab. Jenseits politischer Themen wird eine angeregte Unterhaltung mit Markus Söder eher derjenige führen können, der die Aufstiegself des 1. FC Nürnberg aus der Saison 1979/80 weitgehend im Kopf hat.

Eine angenehme Eigenschaft Söders ist es, dass er die Beziehung zu Journalisten sportlich sieht, woran überdurchschnittlich viele Sozialdemokraten und Grüne scheitern. Dem Reporter kommt da eine Fahrt mit Söder durch Nürnberg in den Sinn, auch noch als Finanzminister. Ein paar Monate zuvor hatte Söder behauptet, er habe die Bibel nicht nur auf seinem Schreibtisch liegen, sondern auch immer als Hörbuch griffbereit in seiner Limousine - für Momente der Besinnlichkeit inmitten des Alltagsstresses. So ganz hatte der Reporter das nicht glauben können und fragte also Söder im Auto, ob man nicht nebenher ein paar Paulusbriefe hören

wolle. Söder sagte kein Wort, er öffnete nur das Handschuhfach, nahm das Bibel-Hörbuch heraus und genoss seinen Triumph.

Aber auch der Sportler Söder kann beleidigt sein, besonders bei Glossen. Das mag daran liegen, dass er sich - nicht völlig zu Unrecht - selbst für humorbegabt hält und die Sache deshalb als Wettbewerb begreift. Einmal verlieh er einer Kolumne des Reporters das Prädikat "übel", was der untersten Stufe der Söder-Bewertungsskala für journalistische Erzeugnisse entspricht (oberste Stufe: "wuchtig"). Er behauptete, den sehr kurzen Text wegen dessen offensichtlicher Bösartigkeit gar nicht gelesen zu haben, was ihn freilich nicht davon abhielt, in großer Genauigkeit mehrere Stellen zu zitieren, die besonders übel gewesen seien.

Der bislang wuchtigste Beitrag des Reporters handelte von einem Glastisch, der einst im Büro des Umweltministers Söder stand - bevor ihn angeblich Söder mit zornigem Prankenhieb zerstört hatte. So wollte es jedenfalls eine über viele Jahre verbreitete Legende, stets angeführt als Beweis für Söders schreckliches Wesen. Der Reporter ging der Sache nach, und wie es immer so ist, machte die Recherche die schöne Legende kaputt: Der Glastisch ging einst ganz ohne Zutun des Ministers zu Bruch. Experten sprechen vom Phänomen des "thermischen Glasbruchs", ein Kollege der Rheinischen Post hatte das Unglück sogar auf Tonband festgehalten. Man hört einen fürchterlichen Knall und dann Söders Stimme: "Hoppla, hoppla, was war denn das jetzt?" Söder, bei dem andere Zornausbrüche bestens belegt sind, war so begeistert über die Entlastung, dass er den "wuchtigen" Artikel überall zur Lektüre empfahl. Das ist das Schlimmste: Wenn man sich Söders Umarmung nicht entziehen kann.

Für sich selbst hat der Reporter irgendwann beschlossen: Der CSU und Markus Söder ist nur mit Ironie beizukommen, eine Form journalistischer Notwehr. Klar: Unterhaltung ist keine Kategorie der Politik, und sollte es auch nicht sein. Unterhaltung ist aber eine Kategorie des Berufslebens. In fünf Jahren, in denen der Reporter in manchen Wochen Söder öfter gesehen hat als die eigene Frau, ist es nie langweilig geworden. Und wenn der Mann eines Tages doch Kanzler werden sollte, wird der Reporter all den Kollegen in Berlin erleichtert zurufen: Viel Spaß mit eurem Söder.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Halt auf freier Strecke

Alles wird gut – seit Wochen machen sich viele mit diesem Satz gegenseitig Mut. Die Wahrheit ist: Niemand weiß, ob es gut wird. Hoffnung gibt es dennoch: Es ist die Konfrontation mit unserer Machtlosigkeit, die uns am Ende retten könnte

Von Tobias Haberl, Süddeutsche Zeitung Magazin, 08.05.2020

Vor Jahren reiste ich mit einem Freund durch Ghana. An einem besonders schwülen Tag gelangten wir an das Ufer des Volta, eines gigantischen Tropenflusses. Wir waren so erschöpft, dass wir, ohne groß nachzudenken, ins Wasser sprangen. Nur kurz, sagten wir uns, eine Abkühlung.

Als ich auftauchte, blickte ich in das erstarrte Gesicht meines Freundes: »Ganz ruhig«, flüsterte er, »schau mal zwischen uns«, und dann sah ich sie: eine giftgrüne, 1,50 Meter lange Wasserschlange, winziger Kopf, fiese Augen. Sie lag regungslos auf der Wasseroberfläche und starrte uns an. Ohne ein Wort zu wechseln nickten wir uns zu und schwammen langsam, ganz langsam in Richtung Ufer. Die Schlange folgte uns, die letzten Meter sprinteten wir über den lehmigen Grund.

»Look!«, riefen wir einem Fischer zu, der am Ufer sein Netz ausbesserte, »look at this snake!« Als er das Tier sah, das in Ufernähe verharrte, riss er die Augen auf, griff nach einem Holzpaddel und schlug so lange darauf ein, bis es rücklings vom braunen Strom mitgerissen wurde. Zu uns sagte er nur einen Satz, er klang erleichtert, aber auch anklagend: »This snake could have killed you.«

Wir waren jung, wir waren übermütig, zwei Deutsche, so behütet großgeworden, dass sie sich Todesgefahr nicht vorstellen konnten: ungezähmte Natur, wilde Tiere, kannten wir alles, aber halt aus Dokumentationen von Heinz Sielmann. Theoretisch wussten wir schon, was in so einem Fluss auf uns warten könnte: Krokodile, Giftschlangen, Keime, tückische Strömungen, aber wir riefen dieses Wissen nicht ab. Es war blockiert die Finanzkrise durch ein Leben in der Zivilisation, durch die

Sorglosigkeit einer Kindheit in einem der reichsten Industrieländer der Erde, in dem Menschen an Gefäßverkalkung, aber doch nicht an Schlangenbissen sterben. Wir glaubten, dass nichts passieren könne, weil bisher nie was passiert war. Weil kein Abenteuer, keine Grenzüberschreitung, keine Unvernunft je ernst zu nehmende Konsequenzen gehabt hatte, außer vielleicht eine Rüge der Dorfpolizei.

In den vergangenen Wochen musste ich oft an diese Geschichte denken, weil mich viele Menschen an die zwei jungen Männer erinnerten, die damals voller Zuversicht in diesen Fluss gesprungen waren: Natürlich hatten wir, die Bewohner der wohlhabenden, hochtechnologisierten Länder, irgendwann (fast alle) die Gefahr erkannt, die von dieser Pandemie ausgeht, aber eher theoretisch, vom Sofa aus. Oder warum haben sich viele so lange für ihre Gesichtsmaske geschämt? Warum haben sich viele immer wieder heimlich zum Plaudern, Feiern, Kuscheln getroffen? Warum haben mir Freunde stolz von ihrer »Corona-Affäre« erzählt? Und warum hat Christian Lindner wenige Tage, nachdem die Kontaktsperre beschlossen worden war, schon wieder ihre Aufhebung gefordert? Doch weil sich viele nicht vorstellen konnten, tatsächlich an diesem Virus zugrunde zu gehen. Die anderen vielleicht, die Alten, die Kranken, die aus den Nachrichten und Sondersendungen, aber man selbst?

Als der DAX im März um mehrere Tausend Punkte nach unten sackte, meinte ein Freund, er könne heulen, dass er kein Geld auf der hohen Kante habe. Er wisse genau, in welche Aktien er jetzt investieren müsse, um in einem Jahr abzusahnen, weil ohne diese Firmen unser Land zerbräche. Dass eine zweite, noch brutalere Viruswelle entstehen, dass sich die Börse auf Jahre hinaus nicht erholen oder unser Land tatsächlich zerbrechen könnte, schien er für ausgeschlossen zu halten. Die Lage sei beängstigend, schrieb mir eine alte Freundin Ende März, sie könne sich in den Arsch beißen, ihre Festanstellung zu Beginn des Jahres aufgegeben zu haben, aber noch sei sie optimistisch: »Am Ende wird alles gut.«

»Alles wird gut« ist der Satz, mit dem sich Nina Ruge vor zwanzig Jahren jeden Tag von ihren Leute heute-Zuschauern verabschiedete. Der Satz war ihr Markenzeichen, in der Corona-Krise entwickelte er sich zur Trost- und Beschwörungsformel der westlichen Welt: »Alles wird gut« stand auf Zetteln an Laternenpfählen und Bettlaken, die von Balkonen gerollt wurden. In Italien verbreitete

sich der Hashtag #andratuttobene (»Alles wird gut«) millionenfach in den sozialen Netzwerken. Wenn wir ehrlich sind, haben die meisten vom ersten Tag der Krise an damit gerechnet, dass der Spuk in ein paar Wochen vorüber sein und die bestehende Ordnung – abgesehen von ein paar Kollateralschäden – wieder die Oberhand gewonnen haben würde.

»Wenn das Schlimmste vorbei ist«, »Wenn die Normalität zurückkehrt«, »Wenn die Bundesliga wieder losgeht« sind Sätze, die man seit Wochen hört. Viele schienen sich von Anfang an die Zeit danach nicht nur in den schillerndsten Farben ausgemalt zu haben, sondern schon ein paar Wochen voraus gewesen zu sein, zurück im Alltag, im gewohnten Leben. Natürlich ist das massenhafte Sterben ein Stück näher gerückt. Was eben noch in Syrien war, geschieht auf einmal im Kreiskrankenhaus um die Ecke, trotzdem gehen wir davon aus, dass die Biergärten bald wieder offen, die Stadien voll, die Flugzeuge am Himmel und die Märkte auf Erholungskurs sein werden, dass also – um im Bild zu bleiben – die Staatschefs, Ökonomen, Virologen und natürlich Markus Söder ein gigantisches Holzpaddel in die Hand genommen und dieses verflixte Virus ein für allemal totgeschlagen haben werden.

Wenn es nach uns geht, wird die Corona-Pandemie genau wie Tschernobyl, 9/11, Fukushima, die Schweinegrippe, Ebola und die Finanzkrise vorübergehen. Schon möglich, dass ein paar Menschen unter die Räder kommen und ein paar Läden schließen müssen, aber dass wir genau jetzt den historischen Moment erleben, in dem sich unsere Art des Zusammenlebens, Arbeitens, Reisens, Feierns, Liebens fundamental und unumkehrbar verändert, dass wir auf Jahrzehnte hinaus nicht an den Status quo ante anknüpfen können, ja dass es das gewesen sein könnte mit unserem Wohlstand und unserer Sorglosigkeit, das glaubt so richtig niemand – weil ein derartiger Epochenwechsel außerhalb unserer Vorstellungskraft liegt, oder anders: weil Menschen, die es gewohnt sind, unter einer Katastrophe ein Hotelzimmer ohne WLAN zu verstehen, die Fortsetzung des westlichen Glücksnarrativs für alternativlos halten.

»Alles wird gut« – reinen Gewissens kann das eigentlich nur behaupten, wer an Erlösung und Auferstehung glaubt, für alle anderen ist der Satz eine Instagram-Sentimentalität, ein Stück Holz zum Festhalten – leider ein ziemlich morsches, weil es

von keinem einzigen Argument flankiert wird. Die Wahrheit ist: Niemand weiß, ob es gut wird. Niemand hat es uns in Aussicht gestellt, versprochen oder garantiert. Die Wahrheit ist auch: Nichts hat Bestand für immer. Alles geht unter, verschwindet, wird zerstört oder zerstört sich selbst: Staaten, Ideologien, Religionen, Unternehmen, Grenzen, Technologien. Alles, was wir heute als selbstverständlich oder unverzichtbar erachten, wird es eines Tages nicht mehr geben, wird sich gewandelt oder ins Gegenteil verkehrt haben. Erinnert sich noch jemand an das Römische Reich, das Königreich Preußen, die Sowjetunion? An Firmen wie Pan Am oder Commodore? Im Laufe der Weltgeschichte ist immer das verschwunden, was auf Ewigkeit angelegt war, und immer das passiert, was sich niemand vorstellen konnte. Aus weltgeschichtlicher Perspektive ist unser kleines westliches Glück die absolute Ausnahme, sind die vergangenen Jahrzehnte des Friedens und Wohlstands ein Sonderfall.

Die Frau, die ich liebe, stammt aus Saigon in Vietnam. Ihre Mutter trug Anfang der Siebzigerjahre elegante Sonnenbrillen, maßgeschneiderte Hosenanzüge und wurde zweimal in der Woche von einem Chauffeur zur Musikstunde gefahren. Man besaß mehrere Häuser, in einem hing ein ausgestopfter Tiger an der Wand. Ein paar Jahre später, nachdem Saigon von den Kommunisten erobert worden war, wurde ihre Familie von einem auf den anderen Tag enteignet, und sie stand jeden Tag zwölf Stunden lang auf dem Markt und verkaufte Reis aus einem großen Sack, heute lebt sie als Putzfrau in Bayern, Stundenlohn zwölf Euro. Es ist dies eine Biografie, wie es sie millionenfach gibt, geprägt von Krieg und Migration. Es ist dies, auch wenn wir es uns nicht vorstellen können, ein ganz normales Leben.

Wir aber haben den Glauben an ein Happy End so verinnerlicht, dass er zur Gewissheit geworden ist. Es ist diese amerikanische Version der Zuversicht, die sich so fest in unserem Bewusstsein verankert hat, dass sich die meisten kein dauerhaftes Unglück, keinen Ruin, ja nicht mal einen Verzicht auf ihren gewohnten Lebensstil vorstellen können, was man schon daran sieht, dass etliche in der zweiten Woche des Lockdowns nicht mehr wussten, wie sie es zu Hause mit ihren Kindern aushalten sollen, statt ins Yoga-Studio oder zur Thai-Massage zu rennen.

Die meisten Menschen, die heute in Europa oder Nordamerika leben, sind nach 1945 geboren. Fast keiner von ihnen hat Hunger, Kälte, Bombennächte erlebt. Fast alle kennen – abgesehen von konjunkturellen Schwankungen, vorübergehenden Rückschlägen und individuellen Pechsträhnen – nur eine Richtung: nach oben, in den Wohlstand, ins Glück. Die gesamte zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts stand im Zeichen des Versprechens, dass auf jeden Rückschlag ein Triumph folgt und am Ende alles gut oder sogar besser wird, im Hollywood-Kino durch das beherzte Eingreifen von Bruce Willis, im echten Leben durch das demokratische Zusammenspiel von Politik, Wirtschaft und Wissenschaft.

Glück ist für uns schon lange nichts mehr, was einem vom Schicksal oder einem gnädigen Gott gewährt wird. Glück ist eine Forderung, die wir an uns selbst stellen, ein Ziel, das auf Teufel komm raus erreicht werden muss. Glück ist, man kann es nicht anders sagen: Normalität, die nicht unterschritten werden darf, weil sie uns verdammt noch mal zusteht. Die westliche Welt ist durchdrungen vom Postulat des Optimismus, der guten Laune und Zuversicht, das reicht von der Burger-Kette »Hans im Glück« über Emojis mit Herzaugen bis zur Facebook-Zentrale »Fun Palace«. Negativität ist nicht vorgesehen, wird geleugnet, versteckt oder zur Chance umgedeutet. So was wie Gefahr findet für die meisten nur noch im Auslandsjournal und den unzähligen Krimis und True-Crime-Serien statt, die fein austarierten Nervenkitzel in unsere abgesicherten Leben träufeln, freilich unter kontrollierten Bedingungen, mit der Fernbedienung in der Hand und der Wolldecke über den Knien. Im Grunde erinnern wir an Kinder, denen Märchen vorgelesen werden: Ja, da gibt es Hexen und Wölfe, und ja, man darf sich auch mal gruseln, aber am Ende siegt das Gute, und man schläft friedlich ein und freut sich auf morgen.

Und jetzt, gerade als wir es uns in unserer Version vom gelungenen Leben richtig gemütlich gemacht haben, klopft auf einmal dieses Virus an die Haustür: ein Memento mori, mit dem niemand gerechnet hat, ein Vollkontakt mit der Wirklichkeit, der niemandem in den Kram passt. Auf einmal liegen die Leichen nicht auf dem Seziertisch von Professor Börne im Münsteraner Tatort, sondern in Wohnungen, Zelten und riesigen Kühlschränken, und nicht in Syrien, sondern in New York, London und Bergamo. Auf einmal lauert der Tod, den wir nicht wahrhaben und

akzeptieren wollen, den wir verstecken, hinauszögern und totschweigen, auf jeden von uns, und zwar um die Ecke, in den Spucketröpfchen des besten Freundes, der Tochter, des Großvaters. Auf einmal sind auch die Tech-Gurus aus dem Silicon Valley, die sonst so laut vom ewigen Leben in der Datencloud träumen, ganz still geworden. Es scheint, als müssten wir uns mit der eigenen Gottwerdung noch gedulden, als müsse der Homo Deus, wie ihn der Historiker Yuval Noah Harari prophezeit hat, noch ein bisschen warten, bis er die Weltbühne betreten darf.

Denn das ist der eigentliche Schock dieser Pandemie, dass wir mit einer Wahrheit konfrontiert werden, die wir so lange erfolgreich verdrängt haben: Unsere Zivilisation ist gefährdet, unser Glück brüchig, unser Leben endlich. Oder wie die Publizistin Thea Dorn kürzlich mit Verweis auf Ernst Jünger schrieb: dass wir Bewohner des Westens das zentrale Problem der menschlichen Existenz – Wie überwinde ich die Todesangst? – mit unserem Komfort und »allerlei technologischem Klimbim« immer nur betäuben, aber nie lösen.

Was wir seit Wochen erleben, ist nichts Geringeres als ein Einbruch der nicht domestizierten Natur in unsere raffiniert ausgeleuchteten Instagram-Leben, der Einfall der Unberechenbarkeit in unsere Kontroll- und Vorsorgegesellschaft. Nachdem wir uns jahrzehntelang unverwundbar gefühlt haben, gewährt uns dieses Virus einen erschütternden Blick in die Unausweichlichkeit unserer Sterblichkeit. Das Pendel des Lebens ist kraftvoll zurückgeschlagen und hat uns daran erinnert, was wir sind: eine ziemlich verwundbare Spezies, und was das System ist, in dem wir leben: eine ziemlich wackelige Angelegenheit. Nachdem wir uns Kriege und Katastrophen kaum mehr vorstellen können, nachdem die Bundeswehr und der Zivilschutz jahrelang zurückgefahren wurden, hat uns ein winziges Virus vor Augen geführt, dass wir mit unseren Algorithmen vieles, aber bei Weitem nicht alles kontrollieren können, ja dass wir gnadenlos ausgeliefert sind, sobald die Natur für drei Sekunden schlechte Laune hat.

Vor einigen Jahren sagte der emeritierte Papst Benedikt XVI. in einem Interview: Es sei gefährlich für einen Menschen, wenn er einfach von Ziel zu Ziel eile und überall mit Lobpreis durchgehe. Besser sei, »dass er seine Grenze erfährt. Dass er auch mal kritisch angefasst wird. Dass er eine Negativphase durchleiden muss. Dass er

sich selber in seinen eigenen Grenzen erkennt«. Ein Mensch brauche das, um sich richtig einzuschätzen, etwas zu ertragen und nicht zuletzt mit anderen mitzudenken, den anderen also nicht von oben zu beurteilen, sondern in seiner Mühsal und seinen Schwächen anzunehmen. Diese Pandemie fasst uns ziemlich kritisch an. Wir sind aus dem Tritt gekommen. Gleichzeitig erleben wir, wie unsere Solidarität und Opferbereitschaft gestiegen sind, wie uns gelungen ist, was uns im beschleunigten Alltag so schwerfällt: eine andere Perspektive auf unser Dasein einzunehmen. Denn natürlich wird unsere Freiheit gerade massiv eingeschränkt, trotzdem (oder gerade deshalb?) schwärmen viele von einer neuen Langsamkeit, einem schwindenden Gefühl der Entfremdung und einer gestiegenen Bereitschaft, Neues auszuprobieren und Gewohntes anders zu machen.

»Wo aber Gefahr ist, da wächst das Rettende auch«, schrieb Friedrich Hölderlin vor 200 Jahren. Und das ist dann vielleicht doch die gute Botschaft dieser Tage: dass dieses Virus unserer prometheischen Ich-Sucht eine Grenze gesetzt hat. Dass es uns eine Ahnung davon vermittelt hat, dass nichts so sein muss, wie es ist, dass nichts alternativlos oder nicht verhandelbar ist. Dass es uns daran gemahnt, was wir sind und worum es in so einem Leben gehen könnte. Dass es uns vor Augen führt, dass alles, was wir verdrängen, in einer perfideren Version zu uns zurückkehrt, dass also nur eine Gesellschaft, die Negativität, Tod und Sterben nicht verdrängt, sondern akzeptiert und integriert, zukunftsfähig und menschlich sein kann. Dass sich ein Zivilisierungsschub eingestellt hat: politisch, weil die Rechtspopulisten so hilflos erscheinen; wirtschaftlich, weil Brauereien auf einmal Desinfektionsmittel abfüllen; zwischenmenschlich, weil viele Rücksicht auf Menschen genommen haben, die sie kurz zuvor nicht gemocht oder gar nicht gekannt hatten, indem sie Abstands- und Hygieneregeln einhielten, die ihnen zwei Wochen zuvor lächerlich vorgekommen wären. Gerade durch die Demonstration unserer Verwundbarkeit haben wir in den vergangenen Wochen ein Gefühl dafür bekommen, wofür es sich zu kämpfen lohnt und was in uns stecken könnte, wenn es drauf ankommt: wie viel Kreativität, Mut und Opferbereitschaft. Es sind dies Eigenschaften, die wir in den nächsten Jahrzehnten brauchen werden, wenn es darum geht, den Klimawandel nachhaltig und nicht nur ein bisschen aufzuhalten. Die wesentlichen Charakteristika der Corona-Krise lassen sich

durchaus auf die globale Klimakrise übertragen, schreibt der Klimaforscher John Schellnhuber in der FAZ : »die unerbittliche Gültigkeit der Naturgesetze; die kritische Bedeutung der Rechtzeitigkeit; die gelegentliche Notwendigkeit, alle Waffen, die man besitzt, ins Feld zu führen; die Bereitschaft, das Leben über das Geld zu stellen«.

Vielleicht sind wir gerade dabei, einen Probelauf für gewaltigere Herausforderungen zu absolvieren, die nicht auf nationaler Ebene, sondern nur von der Weltgemeinschaft bewältigt werden können. Oder wie es sinngemäß im britischen Guardian hieß: Wie ein Mensch, der nach langer Krankheit genesen sei, sein Leben und vor allem seine Zukunft in einem neuen Licht sehe, könnten wir nun – mit neuen Erkenntnissen und Erfahrungen – damit beginnen, uns auf eine Welt vorzubereiten, die wir noch nicht kennen.

Niemand weiß, ob wir gerade einen Epochenwechsel erleben. Eine systemische Zäsur, welche die Welt in ein Davor und Danach einteilt, ist es allemal: »Alles wird gut« – guten Gewissens kann das niemand behaupten. Aber wir können mithelfen, dass es gut wird. Und wir können es hoffen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Böses Bambi

Rehe, Hirsche und Wildschweine knabbern an Bäumen. Sie gefährden den Waldumbau, sagen Förster und wollen die Jagd verschärfen. Ist das wirklich angemessen?

Von Carsten Jasner, Greenpeace Magazin, 05/2020

Noch im Auto lädt Stefan Pfefferle sein Gewehr; draußen will er jedes Geräusch vermeiden. „Klick“ – mit dem Daumen drückt er die Patrone ins Magazin. Fünf Mal klickt es. Er zieht eine Hülle aus Loden über den Lauf, schultert seinen Leinenrucksack und verschwindet im Wald. Es ist dunkel und es regnet. 4.20 Uhr, eine Stunde vor Sonnenaufgang.

Pfefferle ist Berufsjäger, einer von etwa Tausend in Deutschland. In seinem Revier im Allgäu schießt er auf 16 Quadratkilometern jedes Jahr neunzig bis 120 Rehe, Rothirsche und Gämsen. Der behördliche Abschussplan schreibt das vor. Danach gefragt, ob nicht auch Luchs und Wolf den Job erledigen könnten, antwortet er: „Sie rennen bei mir offene Türen ein.“

Steil geht es bergauf, der Weg um die nachtschwarzen Bäume ist kaum zu erkennen, es riecht nach feuchten Fichtennadeln. Nach 15 Minuten eine Leiter am Rand einer Almwiese. Oben richtet sich Pfefferle ein: Filzkissen auf die Bank, Lodendecke über die Knie, Gewehr aufrecht gegen die die Bretterwand. Durchs Fernglas sucht er die Wiese ab. Einen Rehbock dürfte er schießen. Auch ein einjähriges, weibliches Reh. Aber auf keinen Fall eine Geiß. Es ist Juni, da gilt Mutterschutz.

Manche Forscher überlegen laut, die Schonzeiten aufzuheben. Die Wildtierbestände haben sich seit den 1950er Jahren etwa vervierfacht. Sie seien viel zu hoch, sagen sie, wie auch die Verbissschäden an Bäumen und Feldfrüchten.

Um 4.45 Uhr flötet eine Drossel die erste Melodie des Tages, in der Ferne tönt eine Kuhglocke, hinterm Hochsitz blökt ein Reh. „Ein Warnruf“, flüstert Pfefferle. Regen tröpfelt aufs Holzdach. Vor dem aufhellenden Himmel wiegen sich die Baumwipfel. Auch Pfefferle wiegt den Kopf, zweifelnd. Um 5.30 Uhr gibt er auf. „Zu kalt. Heute bleiben die Tiere lieber im Wald.“ Er zitiert eine Jägerweisheit: „Regen und Wind – Jäger verschwind’!“

Könnten Jäger nicht für immer verschwinden? Jagen ist im Trend. Fast 400.000 Menschen gehen in Deutschland auf die Pirsch, jedes Jahr werden es mehr, jeder vierte Anfänger ist eine Frau. Sie erlegen immer mehr Tiere. Vier Millionen waren es in der Saison 2018/2019, darunter 1,2 Millionen Rehe und 600.000 Wildschweine. Dennoch steigen die Bestände. Was läuft da schief? Ergibt es überhaupt Sinn, dass in einer hochzivilisierten Gesellschaft Menschen durch die Dämmerung schleichen und Tiere abknallen? Wie ergeht es Rehen, Hirschen und Wildschweinen im Kugelhagel unserer Kulturlandschaft?

„Es gibt hierzulande keine ernstzunehmende Lobby, die sich für das Wohl von Wildtieren einsetzt.“ Das sagt ausgerechnet Stefan Pfefferle, der Berufsjäger. Bei weitem nicht das einzige Paradox bei diesem Thema. Wer herausfinden will, ob wir die Jagd wirklich brauchen, gerät in einen Dschungel aus Widersprüchen, Vorurteilen, Emotionen, fehlenden Zahlen, Polemiken und scheinbaren Sachzwängen. Viele positionieren sich anders, als ein Laie erwarten würde.

Ökologen, Grüne, Förster, Naturschützer und Umweltfreunde sprechen sich für die Jagd aus. Wildtiere, sagen sie, machen den Wald kaputt, vor allem den neuen, sich verjüngenden Mischwald, den wir dringend brauchen, um für den Klimawandel gewappnet zu sein. Verbände wie BUND und Nabu wollen den Beschuss eher verschärfen. Dagegen stemmt sich das Gros der Jäger. Sie seien keine Schädlingsbekämpfer, die Ungeziefer abknallen, sagen sie. Und verweisen auf ihren Ehrenkodex, der verlangt, Wildtiere zu „hegen“.

Radikale Tierschützer sind die einzigen, die die Jagd abschaffen wollen. Einige polemisieren gegen „sadistische Bambi-Killer“ und „besoffene Trophäen-Terroristen“, andere bemühen rationale Argumente, die meisten vermischen beides. Auf ihren

Internetseiten findet man eindrucksvolle Berichte von Fehlschüssen auf Kollegen, qualvoll verendeten Tieren, Hunden, die lebende Beute zerfetzen.

Das Hauptargument der Jagdgegner lautet: Aus populationsdynamischer Sicht sei die Jagd unnötig bis kontraproduktiv. Sie zerstöre natürliche Sozialverbände, die Tiere vermehrten sich deshalb unkontrolliert. Ließe man sie in Ruhe, ihre Zahl würde sich auf natürliche Weise auf ein verträgliches Maß einpendeln.

Als Belege für eine natürliche Selbstregulation verweisen Jagdgegner meist auf das Kanton Genf. Dort sei 1974 die Jagd abgeschafft worden, die Tiere kämen seither gut allein zurecht. Abgeschafft wurde aber nur die private Jagd. Wildhüter der Regierung haben in den vergangenen Jahrzehnten Zehntausende Tiere erlegt. Sie tun dies im Rahmen eines „Wildtiermanagements“, in dem Tiere nicht gejagt, sondern „entnommen“ und Bestände „angepasst“ werden. Vielleicht ist es diese cleane Sprache, die Jagdgegner glauben macht, hier gehe alles friedlich zu.

Das sogenannte „Wildtiermanagement“ wendet sich gegen die traditionelle Jagd mit ihren jahrhundertealten Begriffen wie “Hege“ und „Waidgerechtigkeit“. Förster, Waldbesitzer, Ökologen und Naturschützer hingegen wollen schneller und effizienter töten. Der Naturschutzbund Deutschland findet es sinnvoll, Methoden, die „für die reguläre Jagd unzulässig“ sind, einzusetzen. Die bayerischen Grünen fordern sogar Nachtsichtgeräte für die Jagd auf Reh- und Rotwild. Das Bundesjagdgesetz erlaubt Beschuss von einer Stunde vor Sonnenaufgang bis eine Stunde nach Untergang. Im Sommer haben die Tiere gerade mal fünf Stunden Ruhe in der Nacht. Die wollen Grünenpolitiker nun aufheben. Man müsse die Bestände halt „runterdrücken“, die Schäden seien zu hoch.

Doch was sind eigentlich Schäden? Wie viel Spielraum wollen wir Wildtieren geben? Wann gehen wir zu weit? Neben Gras und Blättern naschen Rehe zarte Knospen und Triebe junger Laubbäume, die für den Waldumbau als wichtig gelten. In Deutschland haben sie jeden dritten Laubbaum unter einer Höhe von 1 Meter 20 verbissen. Wildschweine rüsseln durch Forste und Felder, fressen neben Würmern, Insekten und Mäusen pflanzliche Kost wie Bucheckern und Eicheln, Wurzeln, Keimlinge und Setzlinge sowie Ackerfrüchte aller Art. Sie gelten als

Universalschädlinge. „Salopp gesagt“, so Oliver Keuling, Biologe und Schwarzwildexperte an der Tierärztlichen Hochschule Hannover, vermehren sie sich seit einigen Jahren „wie die Karnickel“.

Ursache für die extreme Fruchtbarkeit der Schweine ist der Energieeintrag auf den Äckern. „Der Input steigt pro Pflanze und Hektar seit Jahrzehnten“, sagt Keuling. Der Tisch sei das ganze Jahr gedeckt, von Raps über Weizen und Mais bis Wintergetreide. Infolge von Intensivierung und Überdüngung der Landwirtschaft seien die Bachen mittlerweile das ganze Jahr über trächtig. Bereits Einjährige würden gedeckt und brächten acht bis zehn Frischlinge zur Welt. „Würden wir die Bejagung heute einstellen“, sagt Keuling, „hätte sich der Bestand in drei Jahren verachtfacht.“

Es ist der Mensch selbst, der den Nachwuchs ankurbelt. Das landschaftliche Mosaik aus Forsten und Äckern, Lichtungen und Dickichten, Wegrändern und Feldern bietet reichlich Deckung und Nahrung satt. Dem Rotwild allerdings bekommt die Kulturlandschaft weniger gut. Normalerweise ziehen Hirsche aus höher gelegenen Sommerquartieren zum Winter in Täler und Auen. Doch Autobahnen, Siedlungen und Zäune schneiden Wege ab, Täler sind von Menschen belegt. Eingesperrt bleiben Hirschrudel im selben Revier; aus Nahrungsknappheit schälen sie Baumrinden.

Für alle Arten gilt: Der Mensch stört. Lieber würden Reh, Hirsch und Damwild in der Sonne äsen, ruhen und wiederkäuen. Doch Spaziergänger, ihre Hunde, Wanderer, Mountainbiker, Jogger, Pilzsucher und Jäger treiben sie ins Dunkel von Nacht und Dickicht, wo sie mehr Bäume knabbern, als sie von Natur aus wollen.

Um das Wild zu reduzieren, schlägt Oliver Keuling vor, sich von menschlichen Ethikmaßstäben zu verabschieden. „Warum schießen wir nicht auf trächtige Wildschweinweibchen?“ Schonzeiten verhinderten Effizienz.

Die Mehrheit der Jäger würde diesen Tabubruch nicht mitmachen, das weiß Keuling. Bundesjagdgesetz und Waidgerechtigkeit verbieten es, werdende und aufziehende Mütter zu töten. Doch er weiß Bund und Länder, Forstbehörden und private Waldeigentümer auf seiner Seite. Sie fordern: „Wald vor Wild“. Ihr schlagendes Argument: der Klimawandel – den Waldumbau dürfe niemand stören, auch nicht das Wild.

Der 1991 gegründete Ökologische Jagdverband setzt dies radikal um. „Statt der beschaulichen Jagd vom Hochsitz“, so die Vorsitzende Elisabeth Emmert, sollte es mehr „großflächige Drückjagden“ geben. Bei Drückjagden scheuchen Treiber mit ihren Hunden das Wild aus seinen Verstecken in Richtung der zuvor postierten Schützen. Oft nehmen fünfzig Jäger teil, bei revierübergreifenden Jagden auch mehrere hundert. Ziel ist es, in wenigen Stunden eine hohe Zahl von Tieren zu töten. Dabei passieren Fehlschüsse.

Der Tierarzt Wolfgang Krug hat in seiner Zeit als Amtsarzt viele hundert Wildleichen in Kühlkammern von Forstämtern und Wildhändlern begutachtet. „Auf ein flüchtendes Tier wurden durchschnittlich zwei bis drei Schüsse abgegeben, die Treffer verteilten sich über den ganzen Körper.“ Oft seien Bauch und Eingeweide getroffen, die Läufe zerschossen oder, im schlimmsten Fall, der Kiefer. Das Tier verhungert dann. Bei anderen Fehlschüssen quält es sich über Stunden bis Tage. Verpflichtende Nachsuchen mit Bluthunden, die angeschossene Tiere aufspüren, um sie zu erlösen, seien schwierig. „Zahlreiche Fluchtfährten von Wildtieren und von Spürhunden kreuzen sich“, was die Hunde verwirre. „Oft bleibt die Nachsuche erfolglos.“

Bei Einzeljagden, sagt Krug, sei es leichter, vom Hochsitz auf ein stehendes Tier zu zielen und es per Blattschuss zu treffen, also tödlich in Herz oder Lunge. „Bei Bewegungsjagden ist das Risiko viel größer, flüchtende, gehetzte Tier schlecht zu treffen.“

Sven Herzog, Forstwissenschaftler, Mediziner und Wildökologe an der Technischen Universität Dresden, möchte Idiotentests für Jäger einführen. Psychologisch-charakterliche Eignungsprüfungen, wie sie Autofahrern nach Führerscheinentzug drohen. Auf diese Weise, hofft er, könne man die „Schieß- und Waffenverrückten“ aussieben. Auch bräuchte es regelmäßige Kontrollen der Schießleistung. Momentan gelte die einmalige Prüfung für den Jagdschein lebenslang. Den derzeitigen Trend, das „grüne Abitur“ in zwei- bis dreiwöchigen Crashkursen zu erlangen, sieht Herzog mit Sorge. „Wir brauchen nicht mehr, sondern besser ausgebildete Jäger.“

99 Prozent sind Hobbyjäger. Ihren schlechten Ruf haben sie sich selbst eingebrockt. Jahrzehntelang führten sie sich als elitäre Gutsherren des Waldes auf. Fütterten falsch und zuviel, unterm Deckmantel der „Hege“ sogar Kraftfutter und Medikamente. Die krönenden Erfolge dieser Zucht, Geweihe kapitaler Hirsche, landeten an heimischen Wänden. Bis heute üblich ist der Beschuss von „Niederwild“ wie Fuchs, Dachs, Ente oder Fasan, der ökologisch kaum zu rechtfertigen ist.

Mästung, Prestigedenken und Dilettantismus werden inzwischen in den eigenen Reihen kritisiert, in Jagdzeitschriften und Internetforen. Zugleich bestehen Freizeitjäger aber auf ihr Recht auf Freude am Hobby, auf Halali blasen und Tiere schießen, die einfach bloß schmecken. Empörend finden sie, dass sie, die Ehrenamtlichen, als Buhmann herhalten und richten sollen, was Bauern und Förster über viele Jahre verbockt hätten: eutrophiertes Land, forstliche Monokulturen.

Wildökologe Sven Herzog sieht ebenfalls eine „ungesunde Verzerrung in der Wald-Wild-Debatte“. Die Forstpartie beanspruche die „Deutungshoheit“. „Manche Waldbesitzer berufen sich auf das Gemeinwohl, bedienen aber im Grunde ihre Nutzerinteressen.“ Die Ansprüche des Wilds dagegen blieben auf der Strecke.

An einem steilen Hang liegt Stefan Pfefferle in seinem Jagdsitz fast wie in einem Sessel. Oberhalb ziehen sich, ähnlich einem Krähenfuß, drei Schneisen durch den Wald. Die Eigentümer, Kleinbauern aus dem Tal, haben hier vor ein paar Jahren Bäume geschlagen. Seitdem wachsen kunterbunt Buchen, Ahorne, Eschen, Weißtannen, Vogelbeeren und Fichten nach. Auf natürliche Weise – kein Baum musste gepflanzt werden.

Die Verjüngung wird ermöglicht durch Morgen wie diesem: Hundertfünfzig Meter oberhalb, so erzählt der Jäger es später, tritt ein Hirsch aus dem Wald und stolziert am Hang entlang. Nach ein paar Minuten gesellen sich zwei Hirschkühe und deren Kälber hinzu. Pfefferle wartet, ob weitere Tiere folgen. Als die fünf getrennt voneinander äsen, erschießt er ein Kalb, das sich besonders weit entfernt hat, gleich darauf dessen Mutter. Die anderen versuchen die Gefahr zu orten, da fallen das zweite Kalb und dessen Mutter. Der Hirschbock flüchtet, doch aus Erfahrung weiß Pfefferle: Der schaut nach seiner Familie. Bald stirbt auch er. Fünf Blattschüsse.

„Keine Zeugen“, lautet eine seiner Regeln. Pfefferle schießt nicht einzelne Tiere aus einem Verband. Die Artgenossen wären geschockt, sagt er, würden den Ort fortan meiden und sich im Wald verstecken. Pfefferle aber will „sichtbares Wild“. So lautet der Titel eines 13-minütigen Films mit ihm in der Hauptrolle, finanziert von den Österreichischen Bundesforsten, die sein Konzept vorbildlich finden. Naturverbunden und kernig kommt er im Film rüber, mit Lederstiefeln und Feder am Filzhut. Pfefferle könnte einem Heimatfilm aus den 1950ern entsprungen sein. Doch sein Konzept scheint zukunftsträchtig.

Drei Zonen hat er in seinem Revier eingerichtet: Ruhebereiche, in denen kein Schuss fällt. Intervalljagdzonen, in denen er an möglichst wenigen Tagen den jährlichen Abschussplan erfüllt. Und intensiv bejagte Zonen, aus denen er Wild vergrämen will – wegen Lawinengefahr sollen Bäume hier ungestört gedeihen.

Pfefferle will mehrerlei: Unterwegs in der Natur sein, Tiere beobachten, Beute heimbringen – diesem Drang folgt er seit seiner Kindheit. Als Profi will er nun den „Partisanenkrieg“ in deutschen Wäldern beenden, den permanenten Jagddruck von Wildtieren nehmen. Sie sollen sich trauen, ihre natürlichen Bedürfnisse zu leben: tagsüber auf Wiesen und Feldern äsen. Mit seinem Handy hat er Hunderte Hirsche, Gämsen und Rehe fotografiert, die die Nase in die Sonne halten.

Auch Einheimischen und Touristen fällt auf, dass sich rund um den Ort ungewöhnlich viele Tiere bei Tag zeigen. Positiver Nebeneffekt: Weil die sich nicht ständig im Wald verstecken müssen, beißen sie ihn nicht kaputt.

Bleibt die Frage: Wann übernehmen Raubtiere seinen Job? Vor ein paar Wochen, erzählt Pfefferle, hat ein Wolf im Nachbardorf das Kalb eines Bauern gerissen. Pfefferle wurde gerufen, Bauern, Passanten, Reporter standen um den Kadaver, dem vor allem die Eingeweide fehlten. „Ich versuchte die Gemüter zu beruhigen, doch es brodelte.“

Knapp tausend Wölfe sind in Deutschland unterwegs, Tendenz steigend. Wieviel Wild sie vertilgen, weiß niemand genau. Feldstudien sind spärlich, Beutezählungen schier unmöglich. In der Lausitz macht sich der Einfluss des Wolfs nur wenig bemerkbar. Im Bayerischen Wald haben Luchse die Rehmenge indes gesenkt. „In

Kombination können verschiedene Prädatoren wie Wolf und Luchs erheblichen Einfluss auf Wildtierbestände haben“, sagt Marco Heurich, Wildtierökologe im Nationalpark Bayerischer Wald. Das zeigten Untersuchungen aus großen Naturreservaten wie dem amerikanischen Yellowstone Park.

Auf das kleinteilige, dicht besiedelte Mitteleuropa aber seien solche Erkenntnisse sicher nicht eins zu eins übertragbar. “Ohnehin werden Raubtiere den sogenannten Wald-Wild-Konflikt nicht lösen können“, sagt Heurich. Denn der sei in Wahrheit ein Konflikt zwischen Menschen – Förstern und Jägern. Und die müssten ihn schon selber lösen. „Rehe und Bäume haben von Natur aus kein Problem miteinander. Die sind nur die Leidtragenden.“

A
l
i
q
u
a
m

l
o
r
e
m

a
n
t
e
,

d
a
p
i
b

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das wird man ja wohl noch fragen dürfen!?

Fragen gelten als scharfe Waffe der Aufklärung. Aber Verschwörungserzähler, Rechtspopulisten und Twitter-Wichtigtuer beweisen: Manche dummen Fragen sind sogar gefährlich.

Von Maja Beckers, Zeit Online, 29.08.2020

Wo kommt das Virus *wirklich* her? Wird Bill Gates uns alle zwangsimpfen? Was wird hier eigentlich gespielt? Fragen sind ein zentraler Bestandteil von Verschwörungsmythen und wer sie verbreitet, betont das auch: "Ich frage mich …", leitet Attila Hildmann viele seiner Sätze ein; "wir müssen alles infrage stellen", fordert Xavier Naidoo.

Und als in Berlin zuletzt gegen die Corona-Maßnahmen demonstriert wurde, erklärte einer der Veranstalter von der Hauptbühne herab, das Q in QAnon stehe für ihn "für das englische Wort *question*" und damit für "eine Gruppe von Fragestellern, die uns zum Nachdenken und Recherchieren anregen". Selbst einen hochgefährlichen Verschwörungsmythos wie QAnon, in dessen Namen schon Gewalttaten begangen wurden, hüllt man in den Mantel der Fragen, um ihn zu legitimieren.

Denn gegen Fragen kann man ja in einer aufgeklärten Gesellschaft nichts haben. So geht die Erzählung. Fragen stehen am Anfang jeder Erkenntnis, Fragen bringen Licht ins Dunkel und wer nicht fragt, bleibt dumm. Das weiß auch der italienische Philosoph Giorgio Agamben, der einem seiner dramatisch polternden Pamphlete gegen die "Barbarei", in die Italien mit der Corona-Bekämpfung verfallen sei, den seltsam leisen Titel *Una domanda*, *Eine Frage*, gab. Das wissen auch der Kolumnist Jan Fleischhauer und der Verleger Jakob Augstein, die ihren neuen Podcast *The Curve*

in der ersten Folge so charakterisierten: Man wolle sich hier "gemeinsam wundern", denn "uns ist eigen der fragende Geist".

Es gibt ja auch kaum eine strahlendere Krone, die man sich aufsetzen kann. Von der Gründung der westlichen Philosophie durch den fragenden Sokrates bis zu den Idealen der Aufklärung ist der Wert des Fragens geistesgeschichtlich abgesichert. Aber unsere Fragenverehrung geht mittlerweile viel weiter. Es ist gerade drei Jahre her, dass ein Psychologie-Experiment viral ging, das suggerierte, ein Set von 36 Fragen könne wildfremde Menschen ineinander verliebt machen. Wir bimsen Studierenden ein, in der Innovationsgesellschaft ist es die eine gute Frage, die sie reich machen kann. Und manche Fragen lieben wir so sehr, dass wir sagen, sie seien zu schön, um durch eine Antwort verdorben zu werden. Der 2011 verstorbene Schweizer Psychiater und Professor der Universität Tel Aviv, Aron Ronald Bodenheimer, glaubte, wir lebten in einer Zeit der "Divinisierung des Fragens", also einer Art Erhebung des Fragens in den Götterstand. Das mag der Grund dafür sein, warum wir so hilflos dastehen, wenn jemand den von Menschen gemachten Klimawandel in Zweifel zieht, Menschenrechte infrage stellt oder von Bill Gates' sinisteren Plänen raunt, indem er "nur Fragen stellt".

Dabei wäre es an der Zeit, auch Fragen selbst zu hinterfragen. Wer das wagt, gilt jedoch schnell als autoritär. Fragen wird man ja wohl dürfen!, heißt es dann. Ein Satz, der besser begründbar ist als "Das wird ja man wohl noch sagen dürfen", aber in seiner strategischen Entrüstung und Selbstverharmlosung ihm doch verwandt. Denn Fragen sind nicht so harmlos, wie er suggeriert.

Schon die berühmteste Frage der deutschen Literatur, die Gretchenfrage, erzählt eigentlich von der dunklen Seite der Fragen. Gretchen, die ahnt, dass mit Faust etwas nicht stimmt, fragt ihn bekanntlich: "Wie hast du's mit der Religion?" Als die entscheidende Frage, die auf den Kern eines Problems zielt, ist die Gretchenfrage berühmt geworden. Wenig dagegen hört man davon, wie die Unterhaltung weiterging. Faust pariert die Frage mit Gegenfragen: "Mein Liebchen, wer darf sagen: Ich glaube an Gott?", "Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: Ich glaub ihn?" Mit zehn Fragen verwirrt er das Mädchen, zerstreut ihre Bedenken und die Tragödie nimmt ihren Lauf.

Es gibt Fragen, die etwas wissen wollen; es gibt aber auch Fragen, die folgen ganz anderen Interessen.

Trotzdem schauen wir derart unbedarft auf Fragen, dass wir bloß eine bestimmte Art "rhetorische Frage" nennen, als seien alle anderen ausschließlich von Wissenwollen getrieben. Doch auch andere Fragen entfalten rhetorische Wirkung, sollen manchmal nur provozieren, organisieren die Antwort vor oder beeinflussen auf anderen Wegen.

Forschende der Universität Exeter konnten etwa zeigen, dass Verschwörungstheorien auch dann verfangen, wenn sie nicht explizit erklärt, sondern nur implizit angedeutet werden, zum Beispiel durch die Frage: "Und wer profitiert davon?" Fragen können sogar auf Wegen beeinflussen, die Aussagen nicht kennen. Sie können nämlich die wildesten Dinge unterstellen, während sie Augen und Ohren woanders hinlenken, so wie Agamben es tut, wenn er zu den italienischen Corona-Maßnahmen fragt: "Wie konnte es geschehen, dass ein ganzes Land im Angesicht einer Krankheit ethisch und politisch zusammenbrach, ohne dass man dies bemerkte?" Er unterstellt mal so eben, Italien sei ethisch und politisch zusammengebrochen – zu klären bliebe nur, wie uns das entgehen konnte. Das ist das, wofür es im Englischen die schöne Bezeichnung *"loaded question"* gibt, also eine Frage, die schwer mit Unterstellungen "beladen" ist.

Seine Unterstellungen aber in eine Frage zu gießen, heißt, sie weniger angreifbar zu machen. Wer fragt, kann kaum der Lüge überführt werden. Man fragt ja nur, und die Frage liegt jenseits von Kategorien wie wahr oder falsch. Dafür, dass wir angeblich in einer Welt leben, in der an jeder Ecke ein Shitstorm droht, ist das Fragen damit bemerkenswert risikoarm. Als die *Bild* Christian Drosten kürzlich unterstellte, seine Studie zu ansteckenden Kindern sei "grob falsch", schlug ihr massiv Kritik entgegen für diese Behauptung, auch von ihrem ehemaligen Redakteur Georg Streiter. Der hatte aber auch eine Idee, wie man die Sache hätte retten können: "mit einem Fragezeichen". "Schulen und Kitas wegen falscher Corona-Studie dicht?" Die Suggestion funktioniert auch so, die Kritik der Falschbehauptung aber läuft ins Leere.

Bequem hat man mit provokanten Fragen auch gleich alle Beweislast umgekehrt, denn wer fragt, muss nicht antworten. Sollen die anderen doch erklären, warum man Menschen in Not helfen sollte oder warum sie meinen, Merkel wäre nicht von Geheimbünden gesteuert! Sollen sie doch zum x-ten Mal Rassismus definieren oder für ein feindseliges Auditorium belegen, dass der von Menschen gemachte Klimawandel trotz Restunsicherheiten der prognostischen Modelle eine Realität ist! Der Fragende genießt derweil seinen aufmerksamkeitsökonomischen Vorteil, im Zweifel indem er schon wieder neue Fragen aufbringt, die gar keine Antwort wollen. Denn Diskurse sind schnell, aber Fragen stets parat, ohne dass man erst aufwändig Wissen ranschaffen müsste. Die Frage steht jedem Laien zur Verfügung – und jedem, der sein Wissen absichtlich unter den Tisch fallen lässt. Und der mit ihr gesäte Zweifel lässt sich, im Zweifel, nur äußerst mühsam aus der Welt schaffen: Wie viele von denen, die eine raunende Frage nach dem Verbleib von Christian Drostens Doktorarbeit erreichte, erreichte auch die Antwort, dass sie ganz konventionell an seiner Alma Mater einsehbar ist?

So können auch die fragwürdigsten Fragen Diskurse prägen, steuern, gegebenenfalls auch manipulieren. Dabei lässt sich nicht nur ein gewünschter Eindruck herbeifragen, es lassen sich auch diejenigen Einsichten, die nicht erwünscht sind, hinwegfragen. Dafür muss der Saboteur nicht einmal so virtuos vorgehen wie Faust bei Gretchen. Einfach, aber effektiv ist etwa der "*Whataboutism*", benannt nach der Frage: "Aber was ist mit...?". Damit gemeint ist die Taktik, eine Diskussion zu stören, indem man nach einer anderen Sache fragt. In Diskussionen um die berufliche Benachteiligung von Frauen etwa meldet sich fast immer jemand zu Wort, der fragt: Und was ist mit benachteiligten Männern?

Wir glauben derweil immer noch, wem Fragen schaden, der hat es wohl verdient. Als sägten sie stets in aufklärerischer Manier die dicken Stuhlbeine falscher Gewissheiten an, als schauten Fragen immer von unten nach oben. Doch das Machtspiel der Fragen kennt viele Richtungen. Ihr tendenziell bedrängender Charakter eignet sich hervorragend, um jemanden kleinzufragen: "Schämst du dich nicht?", um Druck auszuüben: "Wo ist das Problem?" oder um jemandem zu suggerieren, er gehöre nicht dazu: "Und wo kommst du eigentlich her?"

Dass Fragen per se antiautoritär seien, ist eine Illusion. Genau wie der damit verbundene Glaube, sie förderten auf diesem Weg Fortschritt und Veränderung. Denn Fragen können auch geradezu "restaurative Tendenzen" haben, schreibt der Psychiater Bodenheimer in seinem Buch *Warum? Von der Obszönität des Fragens*. Man lehnt das Neue nicht ab, man fragt nur nach Beweisen, wozu das gut sein soll, das wird man ja wohl dürfen! Vor dem fragenden Geist vermag so "nur das längst Bekannte, das Geläufige und Sichere zu bestehen", schreibt Bodenheimer. Deshalb enthalten fast alle Innovationsstrategien Phasen, die sich die Fragen vom Leib halten, weil sie die neuen Keime gleich ersticken würden. Berühmtestes Beispiel ist wohl das Brainstorming, das dazu anhält, sofort Ideen aufzuschreiben und erst später zu prüfen.

Das alles ist keine Rede gegen Fragen, nur gegen die Vorstellung, ihre Weste sei so blütenweiß. "Fragen kostet nichts" und "es gibt keine dummen Fragen"? Natürlich gibt es dumme Fragen und natürlich können sie etwas kosten, Nerven zum Beispiel, Zeit, Fortschritt, Erkenntnisse. Das Fragen kennt mindestens so viele rhetorische Tricks wie das Sagen. Es versteckt sie nur besser.

Ist es nun anti-aufklärerisch, Fragen zu kritisieren? Im Gegenteil. Rhetorische, strategische oder politische Manöver zu erkennen, auch wenn sie die Form der Frage wählen, ist nur eine Ausweitung der Aufklärung auf das Feld der Fragen. Es ist selbstverständlich, dass eine liberale Demokratie und moderne Wissensgesellschaft ein Klima braucht, das Fragen fördert. Aber dafür müssen wir ja nicht eine Satzform heiligsprechen. Das wäre die Art gedankenlose Auffassung von Aufklärung, gegen die sich schon Horkheimer und Adorno gewehrt haben, weil sie Gefahr läuft, selbst wieder in den Mythos zu kippen. Und sei es nur der Mythos der guten Frage.

Allein stehend

Wer in Deutschland ohne Partner Kinder erzieht, wird vom Staat systematisch benachteiligt und gesellschaftlich immer noch geringgeschätzt. Unsere Autorin weiß das nur zu gut: Sie ist Alleinerziehende in dritter Generation

Von Michèle Loetzner, SZ-Magazin, 10.07.2020

Sind Sie sich sicher, dass das der Vater ist, oder kommt da, na ja, Sie wissen schon, noch jemand anderes in Frage?«

Frage an meine Oma, 1954.

»Wir haben natürlich alles an den Vater geschickt. Wollen Sie selbst entscheiden, auf welche weiterführende Schule Ihre Tochter geht?

« Frage an meine Mutter, 1992.

»Kann man da nichts machen?«

Frage von mir, 2019.

Siebzig Jahre Bundesrepublik, drei Frauen, ein Problem: alleinerziehend.

Meine Frage bekomme ich immerhin sehr klar beantwortet: »Nein. Vor Ihrer Tochter haben erst die Geschwisterkinder ein Anrecht auf einen Betreuungsplatz. Die Kinder von Alleinerziehenden kommen erst danach.« Draußen klatscht kalter Regen ans Fenster, seit zwei Jahren besucht meine Tochter diese Kita, dieser Ort ist unsere Rettung. Ohne die Einrichtung und die einfühlsamen Erzieherinnen könnte ich nicht arbeiten, mein neugieriges Einzelkind würde vereinsamen, ich könnte unser Leben nicht finanzieren. Aber aufgrund der Satzung unserer Kommune ist nicht klar, ob die Dreijährige hier im Anschluss an die Kita-Zeit auch in den Kindergarten gehen kann. Die Leiterin versteht, warum ich Angst habe. Ach was, Panik. Unser ganzes

wackeliges Betreuungskartenhaus fiele zusammen. Eine Ausnahme kann sie trotzdem nicht machen. Bayern hat viel weniger »Ein-ElternFamilien« als der Bundesdurchschnitt, deren Bedürfnisse hat die Staatsregierung offenbar nicht mitgedacht oder – wie das so schön heißt – nicht priorisiert.

Für die deutsche Politik sind Alleinerziehende nahezu unsichtbar, ihre Belange werden als Sonderfälle eingestuft. Dabei leben 2,3 Millionen Kinder bei nur einem Elternteil, das betrifft jede fünfte Familie. Alleinerziehende sind also längst keine Abweichung mehr, sondern Teil der Norm. Zumindest numerisch. Und trotzdem, so scheint es, hat sie niemand auf dem Zettel, wenn er über Familien spricht. Während des Lockdowns durften anfangs in vielen Bundesländern nur Kinder, deren Eltern beide in systemrelevanten Berufen arbeiten, in die Notbetreuung. Alleinerziehende wurden lange gar nicht erwähnt. Dabei entsteht hier sofort ein Existenzproblem: Kann dieser eine Elternteil nicht mehr arbeiten, gibt es kein Geld. Fast die Hälfte der Alleinerziehenden in Deutschland war schon vor Corona armutsgefährdet.

Erst nach einem medialen Aufschrei erlaubten mehr und mehr Bundesländer, dass die Kinder Alleinerziehender notbetreut werden. Solche Bestimmungen, die für andere nur eine abstrakte Unachtsamkeit der Regierenden darstellen, sind für Alleinerziehende eine ständige Begleitung. Der Staat vergisst dich. Er macht sich nicht die Mühe, dich mitzudenken. Mehr noch: Er sabotiert dich. Und die Gesellschaft tut das auch. Du bist eben doch die Abweichung. Noch heute nehmen in Deutschland Mütter männliche Bekannte mit zu Wohnungsbesichtigungen, um zumindest eine Chance auf einen Mietvertrag zu haben. Von Banken wird man unter der Hand als nicht so vertrauenserweckend eingestuft, wenn man als alleinstehende Frau mit Kind einen Kredit für einen Immobilienkauf beantragen will. Selbst, wenn man Vermögen mitbringt. Als ich mir neue Reifen kaufen muss, fragt mich der männliche Mitarbeiter, ob mein Mann mir aufgeschrieben habe, welche. Als ich antworte, dass das mein Auto sei, giggelt der Mitarbeiter hinterher: »Na, nach der Scheidung behalten?« Bei vielen Essenseinladungen werde ich vom Partner der Gastgeberin ganz weit weggesetzt.

Wenn man überhaupt noch eingeladen wird nach einer Trennung, denn irgendwie passt man in manche Gartenfestrunden nicht mehr rein. Hat sich entweder gegen den Partner entschieden, den alle mochten, oder gegen das Konzept, das die anderen auch nicht mehr so mögen. (Es gehört zu den ironischen Höhepunkten des Alleinerziehendseins, dass man nie ungefragt so viel Schlechtes über die Männer anderer hört wie nach einer Trennung.)

Es scheint, als gebe es fünf Daseinsformen in Deutschland mit absteigender Hierarchie: ein Mann sein. (Das ist die Premiumkategorie.) Die Frau eines Mannes sein und Kinder haben. Die kinderlose Frau eines Mannes sein. Eine junge Frau ohne Mann sein. (Das ist durchaus ganz adrett – zumindest wenn man den Eindruck erweckt, das irgendwann beenden zu wollen.) Und auf letzter Stufe: die Frau mit Kind ohne Mann. Wirtschaftlich ist das prekär. Sozial ist das provokant. Und im Alltag ist es wahnsinnig anstrengend.

Ich muss es wissen. Ich bin seit vielen Jahrzehnten Teil dieser Provokation. Eine Frau ohne Mann ist ein Affront. Es ist die Absage an ein Versprechen, das bis vor gut vierzig Jahren gesetzlich verbrieft war: Die Frau sorgt für Mann und Haushalt. Wer sich dem verweigert, bricht einen unsichtbaren Vertrag. Kaum jemand würde das so sagen. Auch hier war es die Corona-Krise, die es uns vor Augen geführt hat. Diesen Vertrag gibt es bis heute. Frauen haben ihre Gleichberechtigung nicht mit ihren und allen Männern verhandelt, sondern von Staat halbtags spendiert bekommen, damit sie auch noch erwerbsarbeiten gehen. Für Kinder und Haushalt sind sie natürlich trotzdem verantwortlich. Wer einen Mann verlässt, der überlässt ihn schutzlos der Unvereinbarkeitsrealität. Und sich selbst der Armut. Man muss nicht an Verschwörungen glauben, um hier einen Zusammenhang zu sehen. Es ist eine politische Vernachlässigung mit System. Dass das so ist, zeigt auch die Geschichte meiner Familie.

Zurück ins Jugendamt, an diesen heißen Sommertag 1954, an dem meine Oma dorthin beordert worden war. »Mit wem haben Sie denn noch so?«, will die Dame im dunklen Kostüm wissen. Die Luft steht schwer zwischen den Aktenordnern, der Staub flirrt in den Sonnenstrahlen, die durch das große Fenster des Einzelbüros fallen, so erinnert sie sich daran. Die Frage, die ihr gerade gestellt wurde, ist laut meiner Großmutter Standardprozedere. Allen ledigen Müttern mit dadurch unehelichen Kindern wird sie gestellt. Das Jugendamt hat bis 1962 automatisch die Vormundschaft für alle Neugeborenen unverheirateter Frauen. Vater Staat, höchst konkret. Aber nicht um sich statt der echten Väter zu kümmern, sondern um zu schikanieren. Politisch fixiert ist Folgendes zu jener Zeit: Von der Sozialhilfe sind diese Mütter per Gesetz ausgeschlossen. Und ihre Kinder sind offiziell nicht mit ihren biologischen Vätern verwandt und somit auch nicht erbberechtigt. Sie sind die Nachkommen von »unanständigen Mädchen«, wie die Mütter ganz offen in den Medien, am Stammtisch und natürlich auch beim Tratsch auf dem Wochenmarkt genannt werden. Besonders interessant ist diese Wortwahl vor dem Hintergrund der Abtreibungsdebatte. Hätten Frauen, die trotz des Alleinseins ihr Kind zur Welt bringen, nicht »hochanständige Mädchen« heißen müssen? Ledige Mütter mit Kindern hießen damals »Rumpffamilien«. Da kommen wir also her.

Als meine Großmutter Anfang der Fünfzigerjahre schwanger wird, ist die Hochzeit längst geplant. Dann erwischt sie den Vater ihres Sohnes mit einer anderen Frau. Sie trennt sich und bekommt ihr Kind allein — einen Sohn, meinen Onkel. Dem folgt ein Spießrutenlauf: Sie muss sich vor dem Jugendamt rechtfertigen und die Blicke der Nachbarn ertragen. Wenige Wochen nach der Geburt geht sie wieder in einer Textilfabrik arbeiten, ihre Mutter passt tagsüber auf das Baby auf. Dass mein Onkel nicht im Heim landet, wie die meisten unehelichen Kinder in dieser Zeit, hat er der Sturheit meiner Großmutter zu verdanken. Sein Dasein ist trotzdem vorerst besiegelt: Er ist ein sogenanntes Niemandskind. Und das, obwohl sich zwei Frauen um

ihn kümmern. Ein Jemandskind hätte mein Onkel aber nur durch einen Mann werden können, der sich abends mit an den gedeckten Tisch setzt.

Es findet sich einer. Meine Oma lernt bald einen anderen Mann kennen und heiratet ihn. Und plötzlich ist meine Großmutter wieder ein vollwertiges Mitglied ihrer Kleinstadt. Das unanständige Mädchen ist resozialisiert – durch den Mann.

Meine Oma hatte damals keine Werte verraten, die anderen wirklich wichtig waren. Keine – auch keine krude, aber sauber kohärente – Ideologie steckte dahinter, denn die Vorzeichen waren gleich geblieben: Sie hatte weiter ein uneheliches Kind. Sie hatte weiter ihren Stolz über die Ehe gestellt.

An ihrem Beispiel habe ich verstanden: Es geht nicht um Werte. Es ist rein praktisch. Frauen, die ausscheren, zweifeln das System an. Wenn sie wieder einscheren, wieder kostenlos Care Arbeit leisten und das System somit wieder stützen, ist das Problem gelöst. Mehr noch: Man kann endlich wieder tun, als wäre es nie dagewesen. Das System heißt Misogynie, die Ideologie, die dem zugrunde liegt, Sexismus. Die US Philosophin Kate Manne hat das in ihrer Streitschrift Down Girl anschaulich gemacht: Misogynie ist die moralische Machete, die dem Patriarchat den Weg ebnet für viele weitere Generationen, in denen Männer Macht, Kontrolle und Deutungshoheit verwalten können.

Schlecht, wenn Vater Staat da mitmacht. Miriam Hoheisel, Geschäftsführerin des VAMV, des Verbandes Alleinerziehender Mütter und Väter, bestätigt aber genau das, was ich aus Omas Leben gelernt habe: »Dieses Land ist steuerrechtlich darauf ausgelegt, verheiratete Frauen finanziell klein und den männlichen Familienernährer groß zu halten.« Deutschland belohnt mit dem heiligen Ehegattensplitting, dessen Äquivalente in anderen EULändern im vorigen Jahrhundert abgeschafft wurden, wenn Eheleute unterschiedlich viel verdienen und sich einer der Partner vorwiegend um die

Kinder kümmert – in den allermeisten Fällen ist das die Frau. Wenn eine Frau sich von diesem System emanzipiert und trotz der Steine, die ihr in den Weg gelegt werden, mit diesen Entscheidungen auch noch glücklich ist, dann ist das laut Miriam Hoheisel eine Provokation des Systems.

So wie meine Mutter, die doch tatsächlich selbst entscheiden wollte, auf welche Schule ihr Kind geht. Zeitsprung nach 1992, die Sekretärin sitzt in einem Dschungel aus Monstera und Gummibäumchen, neben ihrer Schreibmaschine steht eine vergilbte Plastikgießkanne. Ganz klein sieht die Dame aus zwischen all den großen grünen Blättern, erzählt meine Mutter mir viele Jahre später. Sie hat das alleinige Sorgerecht, trotzdem schickte die örtliche Grundschule das Übertrittsformular für die weiterführende Schule an meinen Vater. Er kreuzte darauf kurzerhand »Hauptschule« an, obwohl eine Empfehlung fürs Gymnasium ausgesprochen worden war. Er findet, dass Mädchen irgendwann heiraten und Kinder kriegen und deshalb kein Abitur brauchen. Die Sekretärin zuckt mit den Achseln. Das füllen halt immer die Väter aus und unterschreiben es.

Auch das, was Hoheisel mit »trotz der Steine« meint, kann man weiter präzisieren. Es sind keine natürlichen Hindernisse, die zufällig blöd da rumliegen, sondern allesamt Ideen des Staates. Manche treffen Alleinerziehende speziell, andere Frauen insgesamt: Der Gender Pay Gap ist noch lange nicht geschlossen, je nach Berufsgruppe pendelt er um die zwanzig Prozent. Frauen verdienen also auf gleicher Position oft immer noch weniger als Männer. Das liegt nicht nur daran, dass Frauen wesentlich öfter in Teilzeit arbeiten als Männer, weil sie die Hauptbeauftragten in Sachen Care Arbeit sind. Es kommt das tendenziöse Steuerrecht dazu. Unverheiratete Familien werden tendenziell sowieso schon durch das Ehegattensplitting benachteiligt, Alleinerziehende noch mehr. Sie zahlen den steuerlichen Höchstsatz gemessen an ihrem Einkommen. Ab einem Jahreseinkommen von 57 052 Euro greift auch bei

Alleinerziehenden der Spitzensteuersatz von 42 Prozent – so wie bei unverheirateten Singles. Mit dem Unterschied, dass man ja für Wohnraum, Essen und Regenhosen für mindestens zwei Personen aufkommen muss. Das einzige steuerliche Zugeständnis des Staates ist ein Freibetrag von 1908 Euro im Jahr. Nun hat die Regierung beschlossen, diesen Freibetrag zu erhöhen, allerdings nicht dauerhaft, sondern nur für dieses und nächstes Jahr. Ein kleiner Corona-Pseudokick. Spüren werden Alleinerziehende das kaum. Zum Vergleich: Ein verheiratetes Paar ohne Kinder kann bis zu einem fünfstelligen Betrag im Jahr steuerlich sparen. Es werden also nicht Kinder gefördert, sondern Traditionen.

Und es geht weiter: Die Öffnungszeiten staatlicher Betreuungseinrichtungen wie Kindergarten oder Hort machen es unmöglich, in Schichtarbeit mit Früh- oder Spätdiensten zu arbeiten. Sie machen es ja schon schwer, überhaupt eine Vierzig-Stunden-Woche hinzubekommen.

An dieser Stelle wird die staatliche Kurzsichtigkeit so richtig deutlich, denn hier verpuffen Millionen von Steuergeldern, die eingezahlt würden, könnten Alleinerziehende voll erwerbstätig sein. Der Menge nach wären Alleinerziehende ein unglaublich starker Wirtschaftsfaktor, wenn man es ihnen ermöglichen würde, voll oder zumindest flexibel zu arbeiten. Stattdessen mäandert mehr als die Hälfte der »Ein-Eltern-Familien« kurz vor oder schon in Hartz IV.

Das ernüchternde Fazit von Miriam Hoheisel: »Die meisten Alleinerziehenden haben keine Zeit, auch noch auf die Straße zu gehen.« Eine große Interessensgemeinschaft, systematisch stillgelegt. Müde, k.o. und manchmal so schambehaftet, dass sie eher tun, als gehörten sie nicht dazu, als sich zusammenzutun.

Als meine Mutter Anfang der Neunzigerjahre ihrer eigenen Mutter eröffnet, sie wolle sich scheiden lassen, stürzt das meine Großmutter in eine tiefe Krise. Ihre Zeit

als Alleinerziehende muss zermürbend gewesen sein. Sie ist heute 87. Trotzdem erinnert sie sich an diese Zeit genauso detailliert wie an den Krieg. Der Tag, an dem Bomben auf ihr Haus fielen, und der Tag, an dem sie ihren Verlobten im Schlafzimmer mit einer anderen erwischte, stehen ihr kristallklar vor Augen. Heute verstehe ich ihre Angst um ihre Tochter. Sie möchte, dass meiner Mutter die Ächtung erspart bleibt. Sie möchte sie finanziell abgesichert wissen. Sie möchte, dass ihr Kind nicht die gleiche Schmach, die gleiche Isolation und die gleiche existenzielle Zukunftsangst durchlebt. Zwischen beiden Alleinerziehenden liegen fast vierzig Jahre, die antizipierte gesellschaftliche Ausgrenzung hat sich nicht um ein My verändert. Dennoch nervt mich 1992 das Geheule meiner Oma nur.

Ich bin zehn Jahre alt, es ist nicht die erste Trennung meiner Eltern. Die beiden waren sich immer nur in einer Sache einig: dass sie sich nicht einig sind. Als Kind bin ich froh, dass sie sich endlich scheiden lassen. Für meine Mutter, die jahrelang nur in Teilzeit gearbeitet hat, weil sowohl Kindergarten als auch Schule mittags endeten, ist das ein finanzielles Wagnis. Sie kann es sich eigentlich nicht leisten, mit mir allein zu leben. Ich schwöre mir derweil in meinem Kinderzimmer, dass ich niemals heiraten werde. Eine Scheidung erscheint mir schon damals wie eine Geldverbrennungsmaschine. Viele Jahre später werde ich mich für diesen Schwur bei meinem Kinderzimmer-Ich bedanken.

Unsere Nachbarn im katholischen Oberbayern behandeln uns von da an wie Aussätzige. Ich spüre, wie man auf uns herabsieht. Ich bin ein Schlüsselkind mit Alle-14-Tage-ein-Wochenende-Papa, mein Mittagessen koche ich mir schon in der Grundschule selbst, meine Mutter arbeitet bis weit nach Schulschluss. Urlaube, Restaurantbesuche, alles nicht mehr drin, auch weil der Streit um den Unterhalt immer wieder eskaliert. Es werden magere Zeiten. So wie uns muss es nach der Wiedervereinigung vielen Alleinerziehenden aus Ostdeutschland gegangen sein. Vor

dem Mauerfall waren dort alleinerziehende Mütter und Väter abgesichert – und nicht minder angesehen als andere. Der Unterhalt wurde dem Elternteil, der nicht bei den Kindern lebte, automatisch vom Gehalt abgezogen. Mit der deutschen Einheit wurden auch sie Leidtragende des bundesdeutschen Unterhaltsrechts.

Die »Düsseldorfer Tabelle« liefert die Zahlen für den zu überweisenden Betrag des sich weniger kümmernden Elternteils. Das Problem der Tabelle: Der Betrag wird anhand des Einkommens und ohne Berücksichtigung der Lebensumstände berechnet. Dass der Geldaufwand in Köln-Nippes wohl höher ist als auf dem brandenburgischen Land, ist der Tabelle relativ egal. Ein Rechenbeispiel: Wohnt das Kind hauptsächlich bei der Mutter, und der Vater verfügt über ein Nettoeinkommen von 2500 Euro, muss er für ein sechsjähriges Kind 488 Euro zahlen. Das Kindergeld, 204 Euro, wird davon aber hälftig abgezogen. Bleiben 386 Euro im Monat für fast alles, auch wenn die Mutter wahrscheinlich viel mehr Miete bezahlt, weil sie mehr Wohnraum für ein Kinderzimmer braucht, und auch sonst von Obstgeld bis Sportbeutel alle Mitlaufposten bestreitet. Wer schon mal mit einem Kind einen Tag verbracht hat, weiß sofort, was Mitlaufposten alles sind: Eis, Würstchen auf die Hand, Stofftierchen, Schokoriegel, noch ein Eis.

Fünfzig Prozent aller alleinerziehenden Mütter bekommen von den Vätern ihrer Kinder für diese gar keinen Unterhalt, 25 Prozent nicht die vollen Zahlungen oder nur unregelmäßige. 2017 trieb Manuela Schwesig als Familienministerin das Gesetz zum Unterhaltsrecht voran, davor hatte es vierzig Jahre lang keine wirklich umfassende Reform gegeben. Seit drei Jahren werden säumige Elternteile bis zur Volljährigkeit des Kindes durch den Staat vertreten. Der Bund versorgt die Alleinerziehenden mit dem Mindestsatz. Das ist gut. Was nicht so gut ist: Der Satz liegt für ein sechsjähriges Kind pauschal bei 220 Euro monatlich.

Zum Leben als Alleinerziehende gehören auch die Kommentare, die man sich anhören muss, wenn man sich über so etwas beklagt: »Dann kann man halt nicht wohnen, wo es teuer ist«, lauten sie. Oder: »War doch klar, dass das schwierig wird.« Im Umkehrschluss heißt das: Wer sich trennt, muss mit dem Kind dahin ziehen, wo es günstig ist. Muss sich alles gefallen lassen. Muss sich damit abfinden, eine Abweichung zu sein. Gespräche über Alleinerziehende bedienen gern das frauenfeindliche Klischee von faulen Ex-Partnerinnen, die sich das ja selbst so ausgesucht haben, ganz so, als gäbe es immer noch die Bürgerinnenpflicht, bei einem Mann zu bleiben. Und nun wollen diese Frauen auch noch Geld vom Mann, um mit anderen Männern all das zu machen, worauf sie mit dem hart arbeitenden Ex keinen Bock mehr hatten. Auf der Maskulinisten-Seite »WikiMANNia«, einer Art antifeministischem Wikipedia, werden Alleinerziehende so definiert: »Die alleinerziehende (Mutter) wird von interessierten Kreisen oft als die Verlassene, ja, die Sitzengelassene heroisiert, die nicht verzagt und auch nicht den Kopf hängen lässt, sondern alles dafür tut, damit das Kind in dieser schwierigen Situation trotzdem pünktlich zur Reitstunde kommt oder seinen Klavierunterricht erhält.« Darüber kann man jetzt lachen, aber solche Seiten zeigen eben auch die Essenz einer Haltung, die viele mindestens denken. Hier ist eine Erzählung zum Standardnarrativ geworden, die auf Ur-Sorgen von Männern basiert und das Vatersein völlig ausspart: erst ausgenommen und dann von einem anderen ersetzt zu werden.

Die Realität ist trauriger. Mehr als die Hälfte aller Alleinerziehenden hat mindestens bis zur Volljährigkeit des Kindes keinen neuen Partner. Dabei würde der ja etwa bei der Wohnungssuche schon durch pure Anwesenheit helfen. Wer keinen Kerl organisieren kann, der bei der Besichtigung nickend Räume abschreitet, landet im schlimmsten Fall (das ist sehr oft) in sozialen Brennpunkten.

Immer wieder der Mann. Er hilft, und sei es nur, indem er sich stumm danebenstellt. Dass viele Frauen, die ich kenne, sich auch deshalb getrennt haben, weil ihr Mann eben gar nicht so anpackend ist, wie er aussieht, sondern Hege und Pflege

braucht und selbst sehr wenig davon für seine Kinder übernimmt, hat fast etwas Komisches an sich.

Auch meiner Mutter und mir geht es finanziell erst besser, nachdem sie Mitte der Neunzigerjahre meinem heutigen Stiefvater begegnet ist. Zwei Gehälter katapultieren uns gesellschaftlich und monetär aus der Assi-Zone. Assis. Dass wir jemals so bezeichnet werden würden, war mir zuvor nie in den Sinn gekommen. Der Auszug meines Vaters hatte uns aber in unserem Heimatdorf dieses Stigma verpasst. »Assi« wurde erst leise morgens an der Haltestelle geflüstert, irgendwann lauter, und nur wenig später durch den Schulbus gegrölt. Kinder, das weiß man ja, sprechen nach, was die Eltern zu Hause vorsagen.

Meine Mutter bekommt später mit ihrem zweiten Mann zwei Söhne. 2012 stirbt sie an Krebs, meine Halbbrüder sind noch Kinder, nun ist plötzlich mein Stiefvater alleinerziehend. Als hätte ich noch nicht genug Erfahrung mit diesem Daseinszustand, kann ich ihn nun noch mal aus einer anderen Warte kennenlernen. Vieles bleibt gleich, einiges ist ganz anders. Als Witwer fällt mein Stiefvater automatisch nach Ablauf des Todesjahres und einem Folgejahr zurück in Steuerklasse 2, wird also mit dem Spitzensatz on 42 Prozent unverhältnismäßig stark belastet. Da ist Deutschland geschlechterdemokratisch. Mehrere diesbezügliche Klagen vor dem Bundesverfassungsgericht wurden in den vergangenen Jahren abgewiesen. Wer verwitwet ist, zahlt genauso viel wie alle anderen Unverheirateten.

Was hilft: Für alleinerziehende Väter ist die Armutsgefahr im Vergleich zu Frauen viel niedriger. Zu erklären ist das mit der Lohnungleichheit zwischen den Geschlechtern. Das ist kein Verdienst der Sozialpolitik, sondern ein weiterer struktureller Vorteil des Patriarchats.

Was aber völlig im Kontrast zu meiner Mutter und Großmutter steht, ist die gesellschaftliche Rezeption meines Stiefvaters. Sein Alleinerziehenden-Dasein wird als Ritterlichkeit gewertet, aus allen Ecken kommt Applaus. Dass er sich jetzt um die Kinder kümmert, ist nicht selbstverständlich für die Außenstehenden, sondern fantastisch. Für uns als Patchworkfamilie in Trauer ist das völlig bescheuert, denn reaktionäre Geschlechterrollen gibt es bei uns nicht. Natürlich kümmert er sich um seine Söhne und auch um mich, obwohl ich da längst erwachsen bin. In unserer Familie gibt es Bezeichnungen wie »Halb« oder »Stief« nicht. Ich benutze sie hier nur für die Übersichtlichkeit dieses Textes. Und mir tut diese Formulierung auch weh, denn meine Brüder sind einfach meine Brüder, ihr Vater steht auf dem gleichen Elternplatz wie mein leiblicher Vater. Nichts an diesen drei Familienmitgliedern ist für mich emotional »halb«. Vielleicht ist es auch das, was viele abschreckt: die immer sehr kleinteilige Komplexität eines Patchwork-Konstruktes.

Als der Applaus für meinen Stiefvater nach einer Weile abebbt, sprießt eine neue Blüte aus dem Vorurteilsstrauß: »Schafft der das überhaupt? Mit zwei Kindern zu Hause?« Seine Elterntauglichkeit wird ohne Anlass angezweifelt, seine Rolle als Ernährer nicht. Bei Frauen ist es andersherum.

Es gibt so viele kleine deutsche Gesetze, die in ihren Details offenlegen, worum es dem Staat geht. Oder zumindest: worum es mal ging. Frauen gehören zum Mann. Sie sollen wenig Macht haben. Hilfen sind nicht am Kind ausgerichtet, sondern an dem alten Versprechen an den Mann, eine Frau zu bekommen, die für ihn sorgt, und an eine Frau, einen Mann zu bekommen, der sie versorgt. Ein weiteres Detail verriet mir neulich meine Steuerberaterin: »Der alleinerziehende Elternteil darf in keiner Haushaltsgemeinschaft mit einer volljährigen Person leben, um steuerliche Vergünstigungen wahrnehmen zu können.« Übersetzt heißt das: In der Wohnung darf kein neuer Partner leben. Denn wenn dem so ist, erlischt der Anspruch auf den Entlastungsbetrag von 1908 Euro für Alleinerziehende. Obwohl ja das Kind auch weiter Bedürfnisse hat, für die aber, denkt der Staat, bezahlt dann der neue Mann.

Als ich mir eingestehe, dass die Beziehung zum Vater meiner Tochter nach sieben Jahren nicht mehr funktioniert, ist sie zehn Monate alt. Wir trennen uns relativ einvernehmlich. So einvernehmlich, wie man sich eben trennen kann, wenn man einen großen Zeitraum seines Lebens gemeinsam verbracht hat und da auch noch ein Kind ist, um dessen Zukunft man sich sorgt. Weil sie noch so klein ist, bleibt ihr Lebensmittelpunkt erst mal bei mir. Meine Großmutter und Mutter haben mir vorgelebt, dass es besser ist, eine Beziehung abzubrechen, wenn sie allen Beteiligten nicht mehr guttut, als in ihr zu verharren. Veränderung ist immer erstrebenswerter als Aushalten, wenn es um negative Gefühle geht. Sie haben es geschafft, sich zu trennen – sie haben es aber auch zu lange dauern lassen und zu viel ertragen. Eine Trennung muss man sich leisten können, das weiß ich zu dem Zeitpunkt schon. Was es seelisch bedeutet, sich ohne Rücksprache mit einem anderen Erwachsenen um ein Kind zu kümmern, weiß ich da noch nicht. Zum Glück.

Aber wie so oft im Leben eines getrennt erziehenden Elternteils gibt es keine Alternative. Wann immer Angela Merkel »alternativlos« sagt, denke ich an meine Tochter und mich um 18.30 Uhr, wenn noch Essen ansteht, Füße waschen, Zähneputzen, Vorlesen und dann das Runterregeln. Die Kraft muss reichen, sie muss reichen bis 21 Uhr. Das ist alternativlos. Natürlich stehe nachts immer ich auf, ist ja sonst keiner da. Natürlich arbeite ich an sechs Tagen pro Woche, weil die städtische Kita wegen fehlender Erzieherinnen und Erzieher nur bis 17 Uhr geöffnet haben kann und ich somit schon rechnerisch keinen Acht-Stunden-Arbeitstag unterbringe. Und natürlich rangiere ich wieder in der Assi-Zone, als ich vor den anderen Müttern in der Kita zum ersten Mal erwähne, dass ich mit meinem Kind allein lebe. Ich werde beäugt, es werden übergriffige Fragen gestellt, etwa ob ihr Vater unsere »doch ziemlich große« Wohnung bezahle – und ob sie das Resultat eines One-Night-Stands sei? Nein und nein. Warum fühle ich mich überhaupt bemüßigt, das zu beantworten? Vielleicht weil man gern zur Abwechslung irgendwo dazugehören würde.

Immer wieder sagen mir andere Mütter aber auch: »Krass, wie du das schaffst. Ich könnte das nicht.« Dabei muss ich nicht nur zurückstecken, ich habe auch neue Freiheiten. Ich kann allein entscheiden, ob wir morgen in den Zoo gehen oder auf der Couch versacken und Arielle, die Meerjungfrau glotzen. Ich organisiere, was und wann wir essen. Ja, manchmal auch drei Kaktus-Eis hintereinander. Kennen Sie das Spiel »Engelchen, flieg!«? Jeder Elternteil nimmt eine Hand des Kindes, und zusammen hebt man es hoch. Man kann sein Kind auch allein fliegen lassen. Aber dann hat man keine Hand für etwas anderes frei. Vieles, von dem ich dachte, es sei nur zu zweit machbar, geht auch allein. Es ist nur viel anstrengender.

Der Vorteil meiner Familiengeschichte: Ich wusste ziemlich genau, auf was ich mich da einlasse. Die Soziologin Franziska Schutzbach sagt: »Die Weitergabe von Macht und Besitz findet bis heute stark unter Männern statt. Es ist, überspitzt formuliert, im Interesse dieses Systems, dass es keine starken Frauenbeziehungen gibt. Denn diese würden die männliche Ordnung in Frage stellen.« Drei Generationen alleinerziehender Frauen stehen persönlich wesentlich mehr für das, was alles möglich ist, als für das Unmögliche. Selbst unter erschwerten Bedingungen. Trotz der Steine.

Meine Großmutter hat eine erneute Krise, als ich ihr von meiner Trennung erzähle. Und sie hat recht. In den vergangenen siebzig Jahren ist nicht so richtig viel passiert. Alles, was mir hilft, sind angeborene Privilegien oder Vorteile der Klasse, die meine Vormütter für mich erarbeitet haben. Ich verdiene gut, habe keine Schulden, einen deutschen Pass, gehöre keiner Randgruppe an, lebe nicht in beengten Verhältnissen oder einer unwirtlichen Gegend, ich bin gesund, habe ein gutes Verhältnis zum Vater und er zu seiner Tochter, auch wenn wir nicht das Wechselmodell der hälftigen Kinderbetreuung leben. Wir haben es geschafft, zugunsten des Kindes über persönliche Verletzungen als Liebespartner hinwegzukommen. Dass dieser Mann eine Ausnahme ist, weiß ich auch. Alle wichtigen Themen rund um unser Kind besprechen und entscheiden wir zusammen. Und wenn es einen Notfall gibt, kümmert er sich um sie und im Zweifel auch um mich. Die meisten dieser Punkte kann die

typische Single-Mutter nicht ankreuzen. Ich bin eine sehr privilegierte Alleinerziehende.

Ich will nicht, dass der Staat mich bevorzugt. Ich möchte mit meinem Kind nur nicht weiter benachteiligt werden. Und vor allem möchte ich nicht, dass Kinder anderer getrennt lebender Eltern, die finanziell nicht so gut abgesichert sind wie ich, regelrecht bestraft werden. Auch diese Mütter und Väter hätten bei »Engelchen, flieg!« gern mal eine Hand frei. Und sei es nur, um ihrem Kind ein Kaktus-Eis zu kaufen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wer von Ökodiktatur spricht, hat das Problem nicht verstanden

Die Erderhitzung ist eine Gefahr, die sich von allen anderen unterscheidet. Sie erfordert neues Denken, neue Antworten – aber natürlich keine Ökodiktatur.

Jonas Schaible, t-online.de, 19.11.2019

Wenn man in diesen Tagen verschiedenen Politikern dieselbe Frage stellt, nämlich für welche Art von Problem sie die Erderhitzung halten, dann lautet die erste Erkenntnis, dass unter den Vernünftigen niemand mehr bestreitet, dass sie ein ernstes Problem ist. Auch nicht im sehr konservativen Lager.

Eine zweite Erkenntnis lautet aber, dass die Klimakrise von vielen immer noch als ein normales Problem verstanden wird, dem grundsätzlich zu begegnen ist wie anderen Problemen auch.

Nur ist sie das nicht. Sie ist ein Problem ganz eigener Qualität, und das heißt, dass man auf sie anders reagieren muss.

Um Missverständnissen, bewussten wie unbewussten, vorzubeugen, sei gesagt, dass sie mitnichten das einzige Problem ist, um das sich Politik kümmern sollte, auch wenn sie über kurz oder lang mit allen anderen Problemen interagiert. Wichtig ist zunächst die Einsicht, dass die Klimakrise das übliche Denken herausfordert, dass sie auch Widersprüche erzeugt, die man sich bewusst machen muss, bevor man produktiv mit ihnen umgehen kann.

Man kann, darum geht es, der Klimakrise nicht mit den eingeübten Mechanismen der Vernunft begegnen und auch nicht mit den üblichen Mitteln der Politik.

Der erste Grund dafür liegt im schieren Ausmaß der anstehenden Veränderung. Der Mensch als Art, also der Homo sapiens, entwickelte sich vor rund 300.000 Jahren in einer Phase, in der sich ausgedehnte Eiszeiten mit kurzen Warmzeiten

abwechselten. Vor etwa 20.000 Jahren begann es, wieder etwas wärmer zu werden und vor etwa 11.700 Jahren stabilisierte sich das Klima.

Erdhistorisch gesehen im nächsten Moment schufen Menschen die ersten Siedlungen, damals unterschied sich das Klima nicht wesentlich von heute. Gut möglich, dass nur unter den Bedingungen dieses stabilen Weltklimas das entstehen konnte, was wir Zivilisation nennen.

Diese Phase geht gerade zu Ende, wenn nicht sehr schnell sehr radikal Treibhausgasemissionen zurückgefahren werden.

Die Erderhitzung, die selbst dann am Ende des Jahrhunderts zu erwarten wäre, würden alle Staaten ihre selbst gesteckten Klimaziele einhalten, liegt Prognosen zufolge zwischen 2 und 4 Grad Celsius gegenüber der vorindustriellen Zeit. Möglicherweise weit darüber. Dann nämlich, wenn die sogenannten Kipppunkte erreicht werden, wenn das Eis an den Polen schmilzt, die Permafrostböden tauen, der Amazonas-Regenwald stirbt und sich der Prozess selbst verstärkt.

Es war zwar zwischendurch schon einmal viel wärmer als heute, als schon Menschen lebten. Aber eine drei oder vier Grad wärmere Erde hat noch kein Mensch gesehen. Wenn sich nichts ändert, werden Kinder, die heute geboren werden, noch eine heißere Welt erleben als jemals irgendein Mensch zuvor.

Niemand weiß, ob Zivilisationen, wie wir sie kennen, in einer drei oder vier oder fünf Grad heißeren Welt existieren können. Der Mensch ist ungemein anpassungsfähig, aber es wäre ein Experiment mit ungewissem Ausgang.

Solange das Klima stabil war, konnte man daran glauben, dass der Mensch losgelöst von der Natur existiert. Darauf gründen schließlich die moderne Gesellschaft und das moderne Denken: auf der Verfügbarkeit der Natur und ihrer Differenz zum Menschen. Der Mensch baggert und bohrt und betoniert und rodet und schürft und pumpt und mehrt so seinen Wohlstand. Er unterscheidet Kultur und Natur, Denken und Instinkt, Mensch und Tier.

Nur, das rückt jetzt wieder ins Bewusstsein, ist der Mensch Teil der Natur, nicht in einem esoterischen Sinne, sondern ganz unmittelbar körperlich: Er schwitzt, friert, hungert, dürstet, baut Nahrung an. Wenn sich das Klima verändert, spürt er das.

Da sich das gesamte Klima ändert, trifft es alle Menschen überall, die Klimakrise ist anders als normale politische Probleme nicht räumlich und zeitlich beschränkt. Es gibt keine Lebensbereiche, die nicht von einer Erderhitzung betroffen sind, und es gibt keine Regionen, die nicht betroffen sind. Selbst am Polarkreis brennen Wälder.

Alles, was alle Menschen tun und sind, wird durch die Erderhitzung beeinflusst. Es gibt kein Außerhalb der Klimakrise.

Politik ist menschengemacht und was menschengemacht ist, ist dem menschlichen Einfluss zugänglich. Normale politische Probleme können jetzt gelöst werden oder später oder nie. Selbst ein Krieg kann prinzipiell zu jedem Zeitpunkt beendet werden, wenn sich alle Seiten darauf einlassen. Normale politische Probleme sind verfügbare Probleme, weil das Handeln zu einem Zeitpunkt die Handlungsmöglichkeiten und Notwendigkeiten zu einem späteren Zeitpunkt nur beeinflusst, aber nicht bestimmt.

Die Erderhitzung ist anders, ist nicht beliebig verfügbar. Sie kann entweder sehr schnell noch eingedämmt werden, oder sehr bald nicht mehr, weil dann Kipppunkte aktiviert werden und sich der Prozess der Erhitzung dem Zugriff des Menschen entzieht.

Bernd Ulrich, der stellvertretende Chefredakteur der "Zeit", bezeichnet in seinem Buch "Alles wird anders" die Klimakrise als kumulativ: Jedes Molekül eines Treibhausgases, das in diesem Jahr ausgestoßen wird, muss nächstes Jahr zusätzlich eingespart werden. Mit jedem Moment der Verzögerung wächst die Aufgabe im nächsten Moment. Je länger wir nichts tun, desto schwerer wird es, zu handeln, desto höher werden die Kosten und desto einschneidender die notwendigen Maßnahmen.

Das widerspricht der Gewohnheit und auch den üblichen Methoden politischen Handelns.

Daraus folgt eine Tatsache, die der Intuition sogar noch stärker widerspricht. Sie lautet, auf eine Formel gebracht: Veränderung ist Bewahrung, Bewahrung ist Zerstörung, Mäßigung ist Übermaß.

Es gibt keine Möglichkeit mehr, unsere Art des Lebens im fossilen Kapitalismus einfach zu erhalten. Der Status quo ist nicht erhaltbar. Erst recht gibt es keine Rückkehr in ein Früher, in einen Status quo ante. Veränderung ist an dem Punkt, an dem wir stehen, unausweichlich. Die Frage ist allein, wie diese Veränderung aussieht und ob sie gesteuert wird.

An diesem Punkt müssen wir mit ganz neuen Wirkungszusammenhängen zurechtkommen: Nur wer möglichst schnell, aber kontrolliert radikale Veränderungen anstößt, kann die Lebensweise, wie wir sie gewohnt sind, näherungsweise erhalten. Wer dagegen noch eine Weile an genau dieser Lebensweise festhält, garantiert, dass sie sich künftig radikal, aber unkontrolliert verändert.

Damit kehren sich auch die Bedeutungen der üblichen politischen Identitäten um: Der Konservatismus, erst recht aber reaktionäre Haltungen, werden plötzlich revolutionär. Revolutionäre oder radikale Forderungen nach Veränderung werden ihrem Wesen nach konservativ.

Solche Sätze klingen zunächst verdächtig nach George Orwell, nach Formeln wie "Krieg ist Frieden" oder "Freiheit ist Sklaverei". Wir sind darauf trainiert, in ihnen Manipulation zu vermuten. Nur ändert sich angesichts der Klimakrise die Bedeutung der Begriffe nicht, wohl aber die Mittel, sie zu sichern.

Dasselbe gilt für die Idee der Freiheit. Auch hier müssen wir mit einer Verkehrung des Gewohnten leben: Klassischer Liberalismus, verstanden als Freiheit, sich für alles (also auch die fossile Lebensweise) und gegen alles (also auch Klimaschutz) zu entscheiden, sichert keine Freiheit, er zerstört sie unweigerlich.

Weil die Aufgaben mit jeder aufgeschobenen Gegenmaßnahme immer größer, die notwendigen Einschnitte wirksamer Klimaschutzpolitik immer tiefer oder im Fall des Nichthandelns die Folgen immer existenzieller werden, wird Freiheit zu einer Art knappem Gut: Je mehr Freiheit zum Nichthandeln wir uns jetzt herausnehmen, desto weniger Freiheit werden schon jetzt geborene Kinder als Erwachsene haben.

Schon kleine Schwankungen des Klimas haben gravierende Folgen: Es gibt beispielsweise Forscher, die einen Vulkanausbruch 1783 für steigende Brotpreise und den Ausbruch der Französischen Revolution mit verantwortlich machen. Schon ein

einziger Dürresommer in Europa 2018 führte dazu, dass die Getreideernte in diesem Jahr weltweit den Bedarf nicht mehr deckt (noch gibt es aber Reserven).

David Wallace-Wells zitiert in seinem Buch "Die unbewohnbare Erde" Berechnungen, wonach die Erderhitzung bis zum Ende des Jahrhunderts das globale Bruttosozialprodukt um mehr als 20 Prozent senken könnte, verglichen mit einer Welt ohne Erderhitzung, wie wir sie gewohnt sind – das wäre ein tieferer Einschnitt als durch die "Great Depression" von 1929.

Gegenden, die von verheerenden Naturkatastrophen getroffen werden, brauchen Monate und Jahre, um sich davon zu erholen. Wenn Naturkatastrophen häufiger und heftiger auftreten, könnten viele Gesellschaften aus dem reaktiven Wiederaufbau gar nicht mehr herauskommen. Jeder Versuch, dauerhaft Infrastruktur aufzubauen, könnte dann scheitern.

Unter diesen Bedingungen würde Freiheit zu einer bloßen Behauptung – faktisch würde das Leben der meisten Menschen von existenziellen Notwendigkeiten bestimmt.

An dieser Stelle wird die Klimakrise zur ernsthaften demokratietheoretischen Herausforderung, auch wenn "Fridays for Future" nur das Einhalten des Pariser Abkommens einfordern, also etwas, wozu sich Staaten freiwillig verpflichtet haben. Man braucht nur eine einzige Annahme für so etwas wie eine Letztbegründung der Demokratie, nämlich die Gleichheit aller Menschen. Dann gilt nämlich, dass kein einzelner Mensch beanspruchen kann, zu wissen, was gut und richtig ist. Also ist nur ein politisches System legitim, in dem alle Gleichen gemeinsam im Prozess definieren, was gut und richtig ist: Demokratie.

Nur muss die Erderhitzung eben jetzt bekämpft werden oder in wenigen Jahrzehnten wird Freiheit unkontrolliert aufgezehrt, durch Naturkatastrophen, kollabierende Wirtschaften und permanenten existenziellen Notstand. Unter diesen Umständen wird die gemeinsame Suche nach dem Guten und Richtigen so sehr eingeschränkt sein, dass von einem demokratischen Prozess kaum noch die Rede sein kann.

Daraus folgt: Wer heute daran festhält, dass es kein politisches Ziel geben kann, das infrage steht, solange Freiheitsrechte und Menschenrechte gewahrt werden, zerstört die Bedingungen künftigen demokratischen Handelns. Wer aber deshalb jetzt wirksamen Klimaschutz als politisches Ziel für unverhandelbar erklärt, verstößt jetzt gegen den Urgrundsatz der Demokratie.

Das ist ein echtes Dilemma, es ist also nicht aufzulösen und nicht wegzubekommen. Wer nur eine Seite davon betrachtet, macht es sich unzulässig einfach.

Wegen dieser demokratischen Herausforderung sind überzeugte Klimaschützer_innen wie Greta Thunberg oder von "Extinction Rebellion" in den Ruf geraten, Antidemokrat_innen zu sein – nicht wegen ihrer ideologischen Sturheit, die ihnen mitunter auch gezielt vorgeworfen wird, um sie zu delegitimieren.

Es mag gewiss auch einige Antidemokrat_innen in der Klimaschutzbewegung geben, doch der große Rest, zu dem auch Greta Thunberg gehört, handelt ebenso wie seine Gegner in einer Lage, die keinen guten Ausweg bietet. Man kann unter den Bedingungen der Erderhitzung die Demokratie, wie wir sie kannten, nicht nicht strapazieren.

Trotzdem ist die oft gestellte Frage, ob man lieber in einer Ökodiktatur die Erderhitzung eindämmen oder in einer Demokratie die Erderhitzung geschehen lassen wolle, Spiegelfechterei, ein Rätsel ohne Nutzen, ein Scheinproblem. Ausgerechnet das populärste Dilemma in diesem Zusammenhang ist in Wahrheit gar keines.

Das liegt an der Natur einer Diktatur: In autoritären Systemen verliert der Einzelne, der in einer Demokratie politisches Subjekt war, das frei politisch handeln kann, seine Handlungsfähigkeit. Er kann nur noch mit Bezug auf das Herrschaftssystem handeln: sich dagegen auflehnen oder das tun, was von oben als möglich vorgegeben wird. Er kann sich nicht entscheiden, was er fordern und umsetzen will – und könnte er es, würde er von oben nicht eingeschränkt, läge keine Diktatur mehr vor.

Was politisch gewollt und getan wird, liegt in autoritären Systemen in der Hand der wenigen Herrschenden, die erfahrungsgemäß auf Bereicherung und Korruption

setzen, also die unwahrscheinlichsten Klimaschützer sind. Aber selbst wenn sie als Klimaschützer anträten, könnte niemand kontrollieren, ob sie es wirklich umsetzen, sobald sie an der Macht wären.

Man kann sich also für Klimaschutz oder gegen Klimaschutz in einer Demokratie entscheiden, aber man kann sich nicht für oder gegen Klimaschutz in einer Diktatur entscheiden – man kann sich nur für eine Diktatur entscheiden und dann zum Untertan werden.

Die wahre Frage, die vom Gerede einer Ökodiktatur verdeckt wird, lautet, wie sehr gewählte demokratische Führung bereit ist, ihre eigenen Handlungsoptionen zu nutzen und Klimaschutz auch dort einzufordern und anzustoßen, wo nicht in jedem Einzelfall schon Umfragemehrheiten existieren.

Das nämlich darf sie selbstverständlich, sie darf dann versuchen, dieses Handeln zu begründen, zu verteidigen, Menschen zu überzeugen, und sich ihnen dann gegenüber zu verantworten – auch in freier Wahl. Demokratische Repräsentation muss nicht wie eine Maschine vermuteten Volkswillen exekutieren – sie behält ihre demokratische Handlungsfähigkeit und darf nach bestem Wissen und Gewissen auch: führen.

Und das ist auch der einzige Ausweg aus dem Dilemma: Jetzt alle demokratischen Mittel der Überzeugung zu nutzen, um die Bedingung der Möglichkeit von Demokratie auch in Zukunft zu erhalten. Aus Angst vor Gelbwesten mit den Achseln zu zucken, ist dagegen Kapitulation der Demokratie vor sich selbst.

Dass wir überhaupt an diesem Punkt stehen, an dem der Zeitdruck derart überwältigend geworden ist, liegt natürlich auch an Eigenarten der Klimakrise und der sie kommunizierenden Systeme.

Wissenschaft ist ein strukturell vorsichtiges Unterfangen. Wissenschaftler behandeln nur das als gesichertes Wissen, was wirklich über jeden Zweifel erhaben ist, und sie erheben den Zweifel zur Tugend. Sie haben deshalb Tempo und Dramatik der Erderhitzung eher übervorsichtig kommuniziert und konnten gar nicht anders, ohne aus der Rolle zu fallen und ihre Autorität zu riskieren.

Sogar diese vorsichtigen Warnungen wurden allerdings von großen Teilen der Öffentlichkeit als schrill und alarmistisch verstanden.

Das liegt auch an gezielten Kampagnen, die Zweifel säen sollten, aber auch daran, dass das Phänomen derart existenziell und unerhört ist, und daran, dass das Ende der Welt, wie wir sie kannten, notwendigerweise unwahrscheinlich erscheint – umso mehr, weil Endzeitprognosen bisher immer falsch waren, weil "die Apokalypse (...) auserzählt" ist, wie der "Zeit Online"-Redakteur Johannes Schneider in einem Essay argumentiert.

Auch Medien trugen ihren Teil dazu bei: Sie haben im Bemühen, zu vereinfachen, die steigenden Meeresspiegel zum Symbol der Erderhitzung gemacht. Dass Eis schmilzt, ist die am einfachsten verständliche Folge einer sich erwärmenden Erde. Nur trug genau das dazu bei, dass wenig Dringlichkeit empfunden wurde: So ein Meeresspiegel steigt langsam und nur an den Küsten, man hat Zeit, Deiche und Dämme zu bauen. Insofern muss man also feststellen: Gerade die Vereinfachung hatte Verharmlosung zur Folge.

Der wahre Schrecken liegt in der Wechselwirkung, in sich selbst verstärkenden Prozessen, in der Gleichzeitigkeit von Dürren und Starkregen, Waldbränden und Überschwemmungen, Stürmen und Meeresspiegelanstieg überall auf der Welt, also: in der Komplexität.

Doch bis vor Kurzem haben sich Medien selbst eingeredet, die Klimakrise lasse sich so schlecht erzählen, gerade weil sie so komplex und strukturell sei – und erst festgestellt, dass das nicht stimmt, als sie aufgehört haben, sich selbst glauben zu wollen.

Will man sich nun von der Problembeschreibung einer Lösung zuwenden, muss man sich zwei weitere Paradoxien bewusst machen. Einerseits ist da diese Merkwürdigkeit, dass es seit Ewigkeiten in den Warnungen "fünf vor zwölf" ist: Wer vor der Erderhitzung warnt, sagt am Ende meist, dass noch Zeit sei, um zu handeln. Das stimmt wahrscheinlich, vielleicht stimmt es nicht mehr oder bald nicht mehr, auf jeden Fall wirkt es merkwürdig ritualisiert und damit unglaubwürdig.

Aber es gibt keine Alternative: Nur wenn wir die eigene Handlungsfähigkeit behaupten, können wir handlungsfähig bleiben.

Weil die Erderhitzung nicht nur, wie in diesem Text ausgeführt, ein qualitativ neues politisches Problem ist, sondern auch ein graduelles, weil also jedes Zehntelgrad mehr oder weniger spürbare Folgen hat, hätte Nichtstun noch katastrophalere Folgen als fast nichts tun.

Zuletzt ist da das Problem, dass jede Maßnahme gegen die Erderhitzung nur einen kleinen Teil beitragen kann und dass zu den notwendigen Maßnahmen auch neue Technik gehört, die es beispielsweise erlaubt, im großen Stil CO2 aus der Atmosphäre abzusaugen und zu binden. Ohne diese neuen Technologien, die wir im Grundsatz kennen, aber noch nicht wirklich nutzen können, wird es nicht gehen, sagt auch der Weltklimarat. Wir müssen also auf diesen Gott als Maschine hoffen. Aber wenn wir uns darauf verlassen, dass wieder einmal Technik die Lösung bringen wird, wird uns auch dieser Gott nicht helfen können.

Gut möglich, dass es dafür sowieso zu spät ist, dass spätestens die Kinder der Kinder, die in diesen Tagen auf die Welt kommen, eine Welt erleben, die wir nicht mehr wiedererkennen würden. Wenn eine Chance bestehen soll, dann ist dafür dies die Voraussetzung: nicht nur anzuerkennen, dass die Klimakrise Wirklichkeit ist, sondern auch die Wirklichkeit der Klimakrise anzuerkennen.